

Nehr C 0009

Christoffel

1

0009

Zum Andenken

an

Rudolf Christoffel

cand. phil.

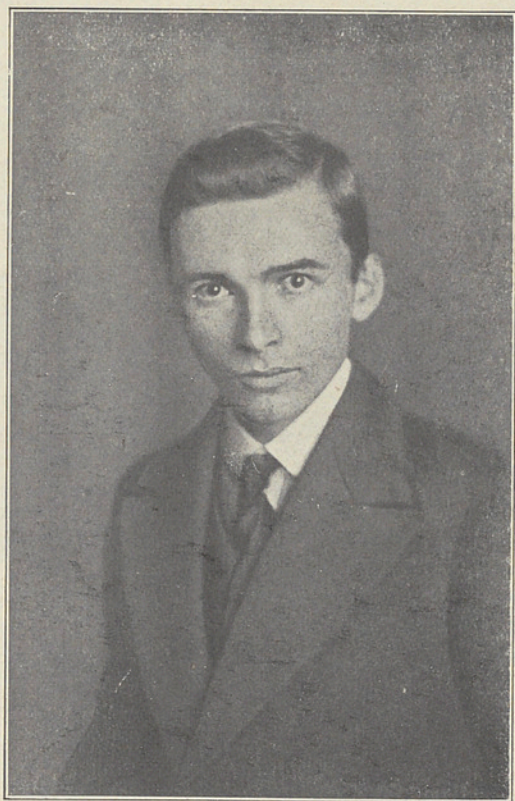
1889—1916



Chur :: 1917

Druck der Buchdruckerei Sprecher, Eggerling & Co.





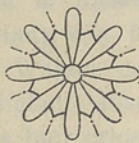
Zum Andenken

an

Rudolf Christoffel

cand. phil.

1889—1916



Chur :: 1917

Druck der Buchdruckerei Sprecher, Eggerling & Co.

Rudolf Christoffel.

„Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über
des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein
schwankendes Los.“

(Goethe, Euphrosyne.)

Auf der Ostseite des neuen Krematoriumbaues zu Zürich öffnet sich ein stiller, rings von hohen Mauern umschlossener Hof. In noch vereinzelte Gräber und Nischen, welche in die Umfassungsmauern eingelassen sind, senken die Hinterbliebenen die Asche ihrer Abgeschiedenen. Eine stimmungsvolle Stätte eines veredelten Totenkultus und seelischer Einkehr. An der Ostwand ragt eine Marmortafel mit der Inschrift:

Rudolf Christoffel von Chur. 1889–1916.

Sein junges Leben war Hingabe an das Schöne.

Wenn die Vormittagssonne in diesen Winkel niedersteigt, der Lebenslärm der großen Stadt von fernab an die Außenmauer brandet und die dunkeln Wälder des Ütliberges den Horizont darüber in ernster Tüchtigkeit abschließen, so erscheint die Stätte wie ein Sinnbild des hier erloschenen Lebens: eine reine, klare, durchsonnte Welt für sich, von unüberwindlichen Schranken umstellt.

So wenig bewegt und früh vollendet dieses Leben war, scheint uns die Persönlichkeit und ihre Leistung doch einer eingehenden Würdigung wert. Denn Rudolf Christoffels Leben war innerlich reich, voll Seele, Farbe und Wohlklang.

Rudolf Christoffel wurde am 5. Dezember 1889 zu Chur geboren und verlebte daselbst eine glückliche, von liebenden Eltern betreute Kinderzeit. Doch früh erschien das Schicksal mit harten

Prüfungen. Eine Gehirnhautentzündung warf das Kind in tagelanger Bewußtlosigkeit hin. Die Ärzte mußten zu den stärksten Mitteln der Aufpeitschung greifen, um das junge Leben zu erhalten. Sei es, daß aus dieser Zeit gewaltsamer Eingriffe in den zarten Organismus das Übel stammte, sei es aus einer anderen Ursache — eine mit den Jahren stetig zunehmende Herzschwäche mit ihren Begleiterscheinungen begann das Leben Rudolfs zu vergällen. Die üblichen Kinderkrankheiten nahmen gleich beängstigende Gestalt an. Monatelang mußte der Knabe der Schule und den Spielen der Brüder fernbleiben. So lernte er frühzeitig, seinem Temperamente Zügel anzulegen, den Heroendrang, der in jedem Knaben lebt, herabzustimmen, auf so vieles zu verzichten, was ein gesundes Kind als selbstverständlich gedankenlos genießt. Der Kreis äußerer Erfahrungen und Erlebnisse war klein; um so nachhaltiger und tiefer wirkten sie. Auch die ersten Jahre des Gymnasiums brachten viele Hemmnisse. Indessen kam das Übel in den obern Klassen, als wir R. Christoffel kennen lernten, wenig zum Ausdruck. Wohl war der Schüler von zarter Gestalt. Er blieb allen körperlichen Übungen fern und bewegte sich mit scheuer Zartheit unter den Kameraden. Aber aus seinen Augen strahlte ein frischer Unternehmungsgeist, ein lebhaftes Interesse für den Unterricht, eine frohe Laune für alles Vergnügliche des Schulbetriebes und des Lebens in der Klasse. Unter den Kameraden war R. Christoffel eine Art Bindeglied. Man spürte, daß er die Achtung und Liebe der Mitschüler genoß. Wenn die Temperamente etwa leidenschaftlich aufeinanderstießen, durfte er es wagen, den trennenden Mächten gegenüber den Korpsgeist der Klasse zu fordern und die auseinanderstrebenden Kräfte zur Einheit zu sammeln. Noch Jahre nach dem Abgang von der Schule war es ihm eine Herzenssache, bei Gelegenheit die erreichbaren einstigen Schulkameraden wieder zu besammeln und die Erinnerungen an die Gymnasialzeit neu zu beleben.

Genuß und Pflege der Musik war R. Christoffel schon in diesen Zeiten Bedürfnis und Leidenschaft. Er konnte in Musik aufgehen und spielte sein Instrument, das Klavier, auf dem er einen tüchtigen Unterricht genossen, mit ganzer Seele. Mit seinem jüngeren Bruder und einem intimen Freunde betrieb er wöchentlich das Zusammenspiel von Klavier und zwei Geigen

und beteiligte sich auch an dem kleinen Orchester, das er mit älteren Schülern aus eigenem Unternehmungsgeist geschaffen hatte. Den Besuch von Instrumentalkonzerten versäumte er selten und referierte darüber später auch etwa in der Presse mit Sachkenntnis und feinem Takt. Im Sommer 1910 absolvierte R. Christoffel sein Maturitätsexamen und bezog die Universität Basel, um Germanistik und Geschichte zu studieren. Die Entscheidung war ihm nicht leicht geworden und lag zum Teil im Zwang der körperlichen Unzulänglichkeit begründet. Es gab Zeiten, da ihn ein tiefer Drang zur Medizin beseelte. Aber die maßgebenden Leute sagten, daß die Kräfte nie und nimmer reichten. Da galt es wieder, Hoffnungen und Wünsche zu begraben, zu einer Zeit, wo die Altersgenossen den vollen Wind des Lebens in ihren Segeln zu fangen suchten.

Freilich war die deutsche Philologie nicht bloß ein Verlegenheitsstudium. Rudolfs literarische Neigung, seine ausgebreitete wertvolle Lektüre und seine Gewandtheit in Wort und Schrift wiesen darauf hin. Journalistische Betätigung, vorab auf dem Gebiete der literarischen und Musikkritik, mochte das Ziel seiner Träume sein. Als er in seinem dritten Semester auf der Zürcher Hochschule in Prof. Albert Bachmann einen hervorragenden Dozenten und meisterhaften Methodiker der Sprachwissenschaft fand, fühlte er sich mitgerissen und legte sich mit allen seinen Kräften in die Stränge. Erfolgreiche Selbstbetätigung in den Seminarübungen befestigte das Selbstvertrauen und gab einen Maßstab der Beherrschung des Stoffes. Es erwahrte sich auch an ihm die Tatsache, daß es in der Wissenschaft nichts Uninteressantes gibt, sobald man erst durch selbständige Arbeit in ein Teilgebiet eingedrungen ist. Bei Gelegenheit privater Studien über Heinrich von Kleist schrieb er: „Ich habe immer große Freude, das gesamte Gefühls- und Geistesleben eines Dichters bis ins feinste Moment analysiert zu sehen und dann den entsprechenden Motiven in den Werken nachzugehen.“ Wohl kamen auch hinsichtlich der akademischen Studien Stunden schwerer Depression — sicher in Wechselbeziehung zum körperlichen Befinden —; aber immer wieder richtete sich der Leidende auf. Richard Dehmels Worte wurden ihm zum Ausdruck solcher Kämpfe:

Wenn du auch irrst
 Auf den Bergen des Strebens,
 Nichts ist vergebens,
 Denn du wirst;
 Nur bleibe Herr deines Strebens!

Schon die bergige Lage des Zürcher Universitätsviertels, das Hinauf und Hinunter vom Kollegengebäude zu seinem Quartier nahm seine Körperkraft über Gebühr in Anspruch. Aber der Geist erwies seine Meisterschaft über den gebrechlichen Leib. Nebenbei erfuhr man etwa solche Schwierigkeiten, nie aber hörte man aus Rudolfs Munde einen Ton der Klage. Es erschien ihm geschmacklos, von den Mängeln seiner Körperlichkeit zu sprechen.

Immer entscheidender trat die Versenkung in die Musik in den Vordergrund. Zürichs Oper bot Gelegenheit, hierin manche Lücke auszufüllen. Die Werke Richard Wagners in den Züricher Aufführungen rissen ihn hin: „Es liegt eine Fülle von Herrlichkeit darin.“ Er konnte sich in die Bildung der musikalischen Motive, deren Durchführung und sieghafte Entfaltung mit Schauern der Wonne versenken. Von den Werken wandte er sich dem Autor zu. Aus den Studien über den unglücklichen Künstler erwuchs ihm die Frage: Muß ein Mensch so grausames Schicksal erdulden, um Großes hervorzubringen? Er häufte Beispiele und Gegenbeispiele und beleuchtete die Frage von den verschiedensten Seiten.

Starke neue Anregungen gingen davon aus, daß R. Christoffel die Werke von Richard Strauß kennen lernte. Die Straußsche Musik erschien ihm als eine völlig neue Orientierung der Tonkunst. Schon in Chur hatte er sich in die Klavierauszüge der Straußschen Orchesterwerke und Opern vertieft. Zürich, München und Berlin boten dann die Möglichkeit, diese Werke in mustergültigen Aufführungen zu genießen. „Ariadne“ lehrte ihn, „neue Wunder zu bestaunen“. Der Berliner „Rosenkavalier“ bildete eines der stärksten Erlebnisse seines Daseins. „Heute ist der große Tag, wo ich, nachdem meine Ohren darin mehr als zwei Jahre keusch gewesen, sie den Verlockungen Straußischer Wunderklänge hingeb: Ich höre den Rosenkavalier. O wie ich mich freue; ich bin darauf ungeduldig wie ein Bräutigam. Diese

Lust krönt meinen hiesigen Aufenthalt.“ Auch war es ihm eine Genugtuung, mit dem gefeierten Komponisten in Briefwechsel zu treten.

Der Sommer 1912 brachte die heißersehnte Erlaubnis zu einem Semester in München. Freilich durfte R. Christoffel auch jetzt nicht aus dem Vollen schöpfen. „Wenn man bei allem, was man unternimmt, nur halb mitmachen soll, wenn man all das frisch pulsierende Leben erst durch 17 dividieren soll, bevor man sich nur den Gedanken nahe legt, es zu genießen, meinst Du nicht, daß da etwas Halbes, Unerquickliches herauskommt?“ Aber innerhalb dieser unerbittlich gezogenen Schranken pflückte er doch einen Strauß nachhaltiger Schönheitserlebnisse. Aus einer einsamen Fahrt an den Starnbergersee schöpfte er den Stimmungsgehalt, der über der Gegend und den Schlössern Ludwigs II. liegt, für dessen Wesen er viel Verständnis und Sympathie fand. Er ging in den Galerien und „Theken“ Münchens der bildenden Kunst verständnisvoll nach und feierte im Theater eine Nachlese des gesprochenen und gesungenen Dramas.

Indessen würde das geistige Bild R. Christoffels verzerrt erscheinen, wollte man ihn als bloßen Ästheten hinstellen. Dazu war sein Wesen zu tiefgründig. Schon das Memento mori seines körperlichen Zustandes bewahrte ihn vor solcher Einseitigkeit. Er immatrikulierte sich wieder in Zürich und ging nun entschlossen daran, seine Studien mit einer Dissertation über ein Problem der modernsten Literatur Deutschlands abzuschließen, für die er das regste Interesse hatte. Sein Vorschlag wurde aber abgelehnt, und sein Lehrer stellte ihm die Aufgabe, das bündnerische Schrifttum der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu bearbeiten.

R. Christoffel war keine Kampfnatur. Er unterzog sich der Aufgabe im Hinblick auf einen ungestörten Fortgang seiner Studien. Bei tieferem Eindringen in das Problem wiederholte sich jene frühere Erfahrung, daß selbständige Forscherarbeit auch an einem kleinen Gegenstand interessant wird. Es lag in der Natur der Sache, daß die Dissertation mehr in geschichtliche, als literar-ästhetische Darstellung auslief. Auch erhob er sich an dem Gedanken, daß er manches Eigene in seine Arbeit verweben und „den guten, harmlosen alten Herren etwas unter-

schieben könne, was sie gewiß nie beseelt hat“. Aber als kleine süße Rache stellte er jenes zweideutig schillernde Wort Heines vor seine Arbeit.

Gewisse Quellenstudien für die Dissertation boten im Sommer 1915 Anlaß zu einer nochmaligen Auslandsreise. Christoffel fuhr für einige Wochen nach Berlin. „Du kannst nur einen schwachen Dämmer haben, mit welch unaussprechlich seligen Gefühlen ich Berlin genieße.“ Da sah er im königlichen Schauspielhaus den „Faust“, bei Max Reinhardt die Aufführung „Was ihr wollt“ und in der Oper den „Rosenkavalier“.

Die Ausspannung schien dem eifrigen Kandidaten aufs beste bekommen zu sein. Er fühlte sich im Herbst 1915 recht bei Kräften und arbeitete intensiv an der Dissertation und sonstiger Vorbereitung. Am 6. Januar 1916 schrieb er: „Eben habe ich eines der schwierigsten Kapitel hinter mich gebracht. Nun ist Neujahr vorbei, und ich nehme den Anhutz zum letzten.“ Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Sanft trat der Tod hinter ihn und nahm ihm die Feder aus der Hand. Ohne daß irgendwelche Anzeichen gesteigerten Leidens vorangingen, traf ihn in der Nacht vom 8. Januar eine Herzlähmung. Seine schöne reine Seele erlosch.

Das beigegebene Bild R. Christoffels spiegelt sein Wesen. Der feine Kopf erscheint wie vom Stofflichen losgelöst. Von der bedeutenden Stirn fallen die schmalen Wangen zu einem spitzen, energischen Kinn ab. Eine kultivierte Sprache sitzt auf diesen schmalen Lippen und der Schalk in den Mundwinkeln. Die Seele dieser Züge sind die Augen, reine, gute graue Augen, aus denen das reiche Innenleben hervorzudrängen scheint, hingebend, anschniegend, vertrauensvoll und doch seiner selbst sicher. Rudolfs lebhaftes Temperament äußerte sich in seiner Rede, die sich zuweilen überstürzte, dann wieder ruhig dahin floß. Sie war niemals Konvention, sondern der organische Ausdruck von Gedanke und Stimmung. Mit besonderer Freude fing er ein Witzwort, eine Neckerei auf und warf den Ball als sicheren Treffer zurück. Die Leute werden immer seltener, die wie er die gescheite Plauderei als ein künstlerisches Ding zu pflegen verstehen.

Ein feines Einfühlungsvermögen in Menschen und Dinge ist der hervorstechendste Charakterzug im Bilde R. Christoffels. Es liegt begründet in der Tiefe seines Gemütslebens, das sich um so reicher entfaltete, je mehr seine Krankheit ihn zur Schonung zwang. Auf die Dinge angewendet, befähigte ihn diese Hingabe zu jener höchsten Potenz künstlerischen Genießens. Auf die Menschen angewendet, zur Pflege schönster Freundschaft und Pietät. Ein Erfolg, ein Tüchtigkeitsbeweis eines Freundes erhob ihn, als wär's die eigene Leistung. In unwandelbarer Treue und Dankbarkeit hielt er zu allen, von denen er gefördert zu sein glaubte. Für ältere Freunde ging von ihm etwas merkwürdig Verjüngendes aus. Seine Munterkeit wirkte ansteckend. Scharf charakterisierend, gelegentlich mit prächtiger Selbstironie erzählte er von seinen Erfahrungen im Semester. Mit einem befreienden, aus tiefster Jugendlust geschöpften Lachen quittierte er eine ergötzliche Geschichte. Er verkörperte jenes einfach schöne Wort des alten Simon Dach:

Der Mensch hat nichts so eigen,
 So wohl steht ihm nichts an,
 Als daß er Treu erzeigen
 Und Freundschaft halten kann.

Leidenschaftlichen Haß kannte er kaum. Was mit seiner Eigenart in zu scharfe Opposition trat, wurde zum Gegenstand überlegen-schalkhafter Ironie.

Das Studium der Menschen wurde ihm zur Leidenschaft — und wäre ihm vielleicht zum Berufe geworden. Seine Krankheit nötigte ihn zum Gebrauch von Kuren in Nauheim, St. Blasien, Bern, im Tenigerbad, in Churwalden und Klosters. Die neue Umgebung und der aufgezwungene Müßiggang reizten ihn, diesen Studien System zu geben. Er klassifizierte die Leute zunächst nach ihrem Äußern und ihrem Gehaben. Die nähere Bekanntschaft gestattete dann, die Treffsicherheit der Zuteilung zu überprüfen. Und wenn einer die Gesinnungsprobe schlecht bestand, so war Rudolf munter genug, ihm — allein oder mit Verschworenen — einen unschuldigen Possen zu spielen.

Die Neigung zur Kritik führte ihn auch zu häufiger Abrechnung mit sich selbst. Mit 25 Jahren beschuldigte er sich in einem Briefe: „Ich mußte mit Schmerz erkennen, daß ich mit

einem bodenlosen Lebensleichtsinn Chur verlassen, mit einer für zwanzig Jahre schmachvollen Unreife und Oberflächlichkeit. Zur Besinnung kam ich erst durch den Zusammenstoß mit den Forderungen des Lebens. Ich bin nicht immer Herr meines Strebens geblieben, sogar sehr selten; aber geworden bin ich doch, vor allem bescheiden geworden. Das ist ein Anfang, der mir den Blick für die Erscheinungen des Lebens geklärt hat.“

Solche Zeugnisse ungerechtfertigter Bescheidenheit ließen sich häufen. „Bei meinem Altruismus hatte ich immer mehr Freude, es anderen recht zu machen, als allein mir selbst.“ Das Bedürfnis liebevoller Anpassung entsprang nicht der Schwäche. Es war ein Ausfluß seiner Herzensgüte.

Die Vielseitigkeit seiner Interessen war überraschend. Mit Hingabe widmete er sich den Fragen des Tages und der Politik. Er war ein guter Eidgenosse und ein guter Bündner. Es konnte gelegentlich auffallen, wie eifersüchtig er die Bedeutung Graubündens in eidgenössischen Dingen gegen andere Kantone abwog. Er gelangte dabei zu Schlüssen, die für die Beurteilung der politischen Kraft des Kantons wenig schmeichelhaft waren. In einem Artikel im „Freien Rätier“ vom 18. Mai 1914 führte er unter dem Titel „Gefahr im Verzug?“ diese Gedanken aus und schloß mit einem Appell, „daß wir Bündner unsere latenten und zerstreuten Energien zusammenfassen und eindrucksvoller anwenden sollten, um das frühere Gewicht unserer Stimme wieder zu gewinnen.“ Namentlich sollte der unverkennbare Überdruß der Jugend am politischen Leben positiver Mitarbeit weichen.

Lebhaft bewegten ihn die Probleme unserer Kriegszeit. In einem Artikel „Die Schweiz und der Krieg“ („Freier Rätier“ vom 2. September 1914) äußerte er sich über unsere politische und kulturelle Mission in dem Sinne, daß die Schweiz berufen scheine, in der Erhaltung ihrer Neutralität der Zukunft die Garantie erweiterten gesellschaftlichen Lebens zu leisten.

Jene Begabung, sich in das Wesen anderer zu versenken, Phantasie, Fähigkeit des prägnanten Ausdrucks und die angeborene Sicherheit des Geschmackes sind die Vorbedingungen für R. Christoffels schriftstellerisches Schaffen. Diese Begabung verriet sich frühzeitig. Der Gymnasiast griff unter den Themata

für den deutschen Aufsatz mit Vorliebe auf die Erfindungen. Er schulte sich für solche Arbeiten an einer ausgebreiteten Lektüre. Es war erstaunlich, mit welcher Sicherheit der Schüler die besten Vertreter der modernsten deutschen Erzählungskunst ausfindig und sich zu eigen machte. Die bedeutendste dieser Arbeiten auf der Schule war sein Curriculum vitae, halb Dichtung, halb Wahrheit, worin er seinen Lebenslauf idealisierte und zu einem Ganzen poetisch abrundete. Seine Dichtung ging aus dem inneren Erlebnis hervor. Als er den Gedanken des medizinischen Studiums aufgeben mußte, half sie ihm, die Enttäuschung zu verwinden: Eine leis bewegte elegische Stimmung ist der Niederschlag der Entsagung. Es ist November. Herbstwolken ziehen, Herbststurm weht, das rote Laub fällt. R. Christoffel erhebt sich am Gedanken der gewaltigen Gesetzmäßigkeit des Werdens und Vergehens. „Wie du, Baum, oder du, Ast, deine Blätter fallen lässest, so mußte ich in meinem kurzen Leben schon ungezählte Hoffnungen begraben. Wie ihr Herbstwolken zieht und zieht, ewig wechselt und nie wiederkommt, mußte ich schon manches heiß ersehnte Wollen fahren lassen. Herbststurm, du bist beneidenswert. Du gehst, wo's dir beliebt, du nimmst, was dir gefällt, du weißt, was dich erfreut.“ Er versuchte sich an kleineren Aufgaben, poetischen Skizzen aus dem Leben der Gegenwart. Es ist nichts davon zum Druck gekommen. Wohl hauptsächlich aus Scheu des Verfassers vor der Öffentlichkeit. Die Art seiner Produktion ist interessant. „Bis jetzt habe ich meine beste Arbeit geleistet, wenn ich eine Masse anderer Arbeit hatte, die darunter litt. Diesen Sommer drückte ich an einer historischen Novelle herum, der nichts fehlte als die Möglichkeit, unter anderer Arbeit erdrückt zu werden, so daß sie schnell gerettet werden mußte.“ So erklärt es sich, daß der junge Schriftsteller sich mit einer Anzahl von Entwürfen trug, die umsonst auf Erlösung und Gestaltung harrten. Sein Pflichtgefühl hielt ihn an der Examenarbeit fest. Zu schreiben erschien ihm als verbotene jugendliche Zeitverschwendung.

Die bedeutendste und umfänglichste Arbeit R. Christoffels ist eine psychologische Studie unter dem Titel „Rosentrio“. Ein junger Ästhet, der viele Züge des Verfassers an sich trägt, im Kreise dreier liebreizender junger Mädchen. Wechselseitige Be-

einflussung, vertiefte Freundschaft, zarte Liebe und schließliche Trennung. Der Anfang der Studie mag R. Christoffels Stil zeigen:

„Wieder neigte sich ein Jahr. Es war November. Leise fielen gelbe Blätter. „Schon November“ dachte Fred, und ein Schatten flog über sein jugendfreudiges Gesicht wie ein Zeuge unbewußter Ahnung der Vergänglichkeit. Fred zog sich einen Sessel an das hohe, weite Fenster und blickte in den herbstfrischen stillen Garten. Fred war zufrieden. Wochen waren schon verflogen, seit er in dieser großen Stadt zu seinen Studien gelangt, und seit eben dieser Zeit betrat er beinahe täglich dieses Haus, die „Löwengrube“. Sie lag, ein Patrizierbau, mitten in der Stadt, eingereicht in eine Flucht strenger Kontorhäuser, die den stillen ungeahnten Garten deckten, der Freds Entzücken war. In Terrassenbau fielen die Anlagen der Löwengrube bis an die Ufer des Stadtflusses ab. Vom andern Ufer her grüßten über den Baumkronen stolze Bauten. Fred liebte diesen Ausblick, besonders gegen Abend, der Zeit, die er so häufig in diesem Haus zubrachte. Jetzt, seit Tagen, rötete die Sonne, die schon merklich früh in den Herbsthimmel niedersank, das Bild, und ein warmer Widerschein drang weit hinein in alle Gartenräume der Löwengrube. Durch das Gewirr der Zweige glitzerte der grüne Fluß. Fred erhob sich und lehnte sich sinnend an einen Fensterflügel. Er hatte große Pläne. „Man muß Ziele haben“, war ihm als Resultat langer Schülerjahre nun bewußt geworden. Er war mit der bemerkenswerten Absicht hieher gekommen, ein anderer Mensch zu werden. „Wird es mir gelingen?“ Die letzten Wochen hatten ihm leichte Zweifel nicht erspart. Wieder huschte ein feiner Schatten über sein Gesicht. „Es wird dir nicht gelingen“, antwortete ihm deutlich Laub, das in raschelnden Wirbeln fiel. „Seit ungezählten Jahren falle ich im Herbst; nie werde ich um diese Zeit mich vom Boden heben und an den Stamm gelangen.“ „Wahr“, dachte Fred. „Wenn ich mich nicht ändern kann, etwas bleibt in meiner Hand: ich kann mich vergrößern. Ich kann meine Lebensbeziehungen — das war Freds Lieblingsausdruck — doch bereichern.“ In gewissem Sinne, philosophierte er im stillen weiter, konnte er wohl anders werden. Eine Stadt bot ungleich mehr

— Fred suchte einen Ausdruck — mehr Anknüpfung. Das war gerade, was er wollte. Anknüpfung; und zwar stellte er sich diese oft in den mannigfaltigsten Konsequenzen dar. Heute verlor er träumend die Umriss. Ein anderer Gedanke sprang empor: Wo blieb Margrit?

Margrit war das Töchterchen der Löwengrube und Fréds Jugendspielin. Fred hatte zu jeder Stunde Eintritt in die Löwengrube. Wohlgepflegte Väterfreundschaft hatte ihn in diesem Hause aufgenommen und Enkel hielten ein, was sich Ahnen in frohen Feierstunden zugesichert. Margrit hatte in ihrem Denken soviel Ähnlichkeit mit ihm. Fred war besorgt, ob Margrits Umgang seinen Plänen fruchtbar werde. Neue Lebensbedingungen wollte er sich gründen. Über den Gewinn einer solchen Unternehmung gab sich Fred keine Rechenschaft. Stunden hatte er vor der Zeit seiner Reise damit verbracht, sich neue Lebensformen auszusinnen, sich die Welt größer darzustellen, als der enge Kreis seiner Heimat sie zu sehen vermochte. Nun er sich seit Wochen mit Margrit über solche Fragen ausgesprochen, mußte er erkennen, daß auch die Löwengrube, ein Berührungspunkt großer Kreise, Industrieller und Gelehrter, Kunstbeflissener und Professoren, ganz dem gleichen Verkehrsgesetz unterworfen war, wie die bescheidenen Freundeskreise seiner Heimatstadt, die er früher stets als weltentrückt bezeichnet hatte. „Die Brillengläser sind die nämlichen“, mußte Fred sich bestürzt zugeben, „nur ihre Schärfe unterscheidet sich manchmal“. Das hatte er in der kurzen Zeit gelernt.

Das rote Leuchten über den Wipfeln der Flußbekrängung war erloschen. Fred trat zurück ins Innere des Raumes. Er blieb vor einem Bildwerk jüngerer Zeit stehen und hob mechanisch seinen Blick. Sein Denken hielt ihn aber noch in Fesseln. Ihm schwebte vor, daß der Verkehr in der Löwengrube seinen Entwicklungsexperimenten, die er mit sich selbst anzustellen gewillt war, nicht förderlich sein könnte. Die Löwengrube riß ihn zurück in ein bestimmtes Milieu, dem er angehörte. Fremde Menschen, fremde Gewohnheiten, fremde Anschauungen hätten wohl sein Metamorphose-Gelüste mehr begünstigt.

Fred zögerte, diese undankbare Ansicht — ja, sie war undankbar — als Eigentum in seinen geistigen Besitzstand ein-

zureihen. Denn, bekannte er sich beinahe empört über sich selbst, denn gab es eine bessere Resonanz für alles Neue, das er aufnahm, als die Löwengrube? Gab es eine Stätte, die mit mehr rücksichtsvoller Sorgfalt seine Einfälle, die bunt-wilden, auf ein heiteres Maß offener Fröhlichkeit zu beschränken sich bemühte? Zudem war die Löwengrube auch sein Publikum, und Fred erkannte plötzlich, daß ein fein gestimmtes Publikum dem Sinne und der Richtlinie seiner Pläne vollkommen entsprach. Er beschloß — besondere Ereignisse behielt er sich noch vor —, auf die neue Menschwerdung freiwillig zu verzichten.“ —

Das Eigene dieser Studie liegt nicht so sehr in der Erfindung, als in der Verinnerlichung und Beseelung des Motivs und in der Feinheit und Sicherheit des Stiles. R. Christoffel bemühte sich — auch theoretisch — um eine neue Kultur der deutschen Erzählung. Die Anregung ging aus von seinem Richard Strauß-Erlebnis. Das Gedankengerüst seiner Theorie war etwa so: Strauß instrumentiert vollständig neu. Friedrich Huch zum Beispiel schreibt, wie der Simplizissimuskünstler Th. Th. Heine zeichnet. Wo ist der neue Dichter, der schreibt, wie Strauß instrumentiert und komponiert? Kann es ein solches Neues geben? Liegt dieses Neue mehr in der Technik oder im Inhalt? Das waren Fragen, die ihn tief bewegten. Er ist über die Problemstellung nicht hinausgekommen. Die Lebenskraft erlosch, lange bevor seine Künstlerschaft zur Reife gedieh. Aber wir freuen uns der Maienblüte, auch wenn der Herbstsegen ausbleibt.

Von Rudolf Christoffels Persönlichkeit ging ein Zauber aus, der in der Reinheit seiner Seele lag. Er kannte die düstern Seiten des Menschenlebens nicht, er wußte nichts von Not und Trübsal, von Schuld und Verfehlung. Die Götter hatten ihn mehr am Leben vorbei- als ins Leben hineingeführt. Sie ließen ihn nicht schuldig werden. Ihm blieb bei seiner reifen Bildung und künstlerischen Lebensführung die Seele des Kindes.

P. BRUNNER.

2

Auf der Schwelle einer neuen Zeit

Bündnerische Schriftsteller vom ausgehenden 18.
bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von Rudolf Christoffel †.



Zur Einführung.

Die folgenden Bilder aus der bündnerischen Literaturgeschichte — wenn wir uns dieses Wortes bedienen dürfen — sind die fast vollendete *Züricher Doktordissertation* eines jungen Bündner Gelehrten, Rud. Christoffel von Chur, geboren 5. Dezember 1889, gestorben 8. Januar 1916.¹ Hart am Ziel der akademischen Studien hat der Tod dem stets kränklichen Manne die Feder aus der Hand genommen. Noch am 6. Januar 1916 schrieb er: „Eben habe ich eines der schwierigsten Kapitel hinter mich gebracht. Nun ist Neujahr vorbei und ich nehme den Anlauf zum letzten.“

Er durfte es nicht mehr schaffen, dieses Letzte. Es wäre wohl der Rahmen des Ganzen gewesen, Einleitung und Schluß, ein Kapitel vom Ausgang und Ziel der Untersuchung und eins über die Ergebnisse. Nichts fand sich darüber im Nachlaß, statt dessen das Heinesche Wort, das der junge Forscher seiner abgeschlossenen Arbeit voranzustellen gedachte. Aber wir freuen uns dieser scheinbaren Kleinigkeit. Das Heinewort darf uns als Bekenntnis der anfänglichen inneren Stellung R. Christoffels zu seinem Thema gelten und verrät uns etwas von der mannhaften Selbstzucht des jungen Gelehrten.

Er hatte sich den Gegenstand seiner Doktorarbeit nicht selbst gewählt. Seine eigene Absicht war gewesen, über ein

¹ Wir machen darauf aufmerksam, daß einem Sonderdruck der nachfolgenden Christoffelschen Arbeit eine *Biographie des Verfassers* nebst Mitteilungen aus Briefen und schriftstellerischen Versuchen vorangestellt ist. Sie stammt aus der Feder von Dr. P. Brunner, R. Christoffels Deutschlehrer am Gymnasium in Chur. Auch unter den akademischen Lehrern Christoffels war keiner, mit dem ihn ein so andauerndes Verhältnis des geistigen Nehmens und Gebens verband und der auf die literarische Entwicklung des jungen Philologen so kräftig einwirkte.

Thema der neuesten deutschen Literatur zu promovieren. Sein ganzes geistiges Wesen war der Gegenwart zugewandt und seine Begabung drängte stark nach eigener literarischer Produktion. Doch beugte er sich dem Rat seines akademischen Lehrers Prof. Dr. Adolf Frey, einen Stoff aus der heimatlichen Literaturgeschichte zu bearbeiten. Wohl kam es ihn hart an, in lokalgeschichtliche Studien unterzutauchen, und er mußte sich anfangs zwingen, die kleine Literaturwelt seines Heimatkantons ernst zu nehmen. Ihre bedeutendsten Gestalten, wie J. G. von Salis-Seewis, A. von Flugi, J. A. von Sprecher, hatten bereits andere vorweggenommen. Ihm blieben nur literarische Größen geringeren Ranges, halb und ganz vergessene Dichter und Publizisten. Doch brachte ihm die gewissenhafteste Arbeit am gestellten Thema ein steigendes Maß von Befriedigung. Schritt um Schritt entdeckte er eine kleine Welt, die den geschickten Forscher und liebevollen Beobachter die Welt der großen Namen vergessen läßt. Es gibt auch in der Literatur neben der großen, von der Umwelt losgelösten, eine angewandte Kunst und ein Kunstgewerbe, dessen Reichtum sich dem Heimatforscher erschließt. Das Stammeln eines künstlerisch empfindenden Dorfschmieds und der Dom G. M. Pisonis sind Geist von einem Geist. Und die Beredsamkeit des Kunstwerks zweiten und dritten Ranges wächst in dem Maße, als es gelingt, Leben und Streben des Handelnden zu ergründen. So gelangte R. Christoffel mehr und mehr in ein persönliches Verhältnis zu seinem Stoff und hinterließ uns am Ende eine Bildergalerie voll Behagen und Ehrfurcht.

Ohne Mühe verfolgen wir in R. Christoffels Arbeit die wachsende Achtung vor dem Gegenstand seiner lokalgeschichtlichen Forschung. Mit Mattli Conrad und Chr. Bawier, den Männern aus der Nähe des Glückskindes J. G. von Salis-Seewis, begann er seine Untersuchung, und es bedarf keines allzufeinen Ohres, um den leisen Sarkasmus zu vernehmen, den ihm diese beiden verdienten Männer als literarische Größen abnötigten. Doch schon bei G. von Bawier verliert sich dieser Unterton, um endlich in den Kapiteln über Chr. Tester, die Gebrüder Christ und J. B. Bandlin einer warmen inneren Anteilnahme Platz zu machen. Leichter war es, zu Ulysses von Salis-Marschlins in

ein Verhältnis aufrichtiger Bewunderung zu gelangen. Er ist ja nicht nur dem Namen nach der weitaus bedeutendste Kopf dieser Bildergalerie.

So blieb R. Christoffels Arbeit doch nur scheinbar ein Torso. Wer richtig zu lesen versteht, wird erraten können, was Einleitung und Schluß wohl ausgesprochen hätten.

Eine Veröffentlichung in der gegenwärtigen Gestalt würde zwar Christoffels feines Formgefühl wahrscheinlich verweigert haben. Auch seine Familie schien anfangs kaum daran zu denken, und es bedurfte des Zuredens mehrerer Freunde des Verstorbenen, um die Erlaubnis zum Druck zu erlangen. Doch ist es uns nicht schwer gemacht zu rechtfertigen, was uns der Verstorbene selbst kaum gestattet hätte. Es handelt sich keineswegs allein um eine Tat der Pietät einem Manne gegenüber, von dessen Herz und Verstand alle diejenigen Bedeutendes erwarteten, die ihm näher traten. Zwei Gründe bestehen außerdem, die uns nicht ruhen ließen, bis der Druck gesichert war.

Zunächst ist es der rein sachliche Inhalt von Christoffels Doktorarbeit. Nicht eine der hier beschriebenen literarischen Größen Graubündens hatte bis heute einen Bearbeiter gefunden. Bekanntlich verfügen wir heute noch über keine umfassendere Biographie, geschweige denn eine literarische und psychologische Analyse des Ulysses von Salis-Marschlins. Auch fehlt uns leider immer noch eine Darstellung des hochverdienten Kreises der ökonomischen Gesellschaft, die zu Ende des 18. Jahrhunderts das wirtschaftliche und allgemeine geistige Leben Graubündens recht eigentlich von den Toten auferweckte. Auch die Leute um den „Neuen Sammler“, zu denen des Ulysses Sohn Carl Ulysses und Mattli Conrad zählten, harren erst der Erlösung aus der Vergessenheit: So führt uns Christoffel schon mit seinen ersten Bildern in eine Zeit hinein, die heute mehr denn je verdient, gekannt zu sein. Es war der zukunftsfrohe und doch wieder so schmerzvolle Übergang vom Alten zum Neuen. Die beiden Bawier waren vergessen, von Professor Tester als politischem Schriftsteller wüßten wir nichts mehr, und über die hochinteressanten Brüder Christ sowie den tragischen Idealisten J. B. Bandlin bestand wenig mehr als eine unklare Überlieferung. Niemand sagt uns, wann sich aufs neue ein Mann fände, der ausgerüstet mit

dem Auge und Ohr Christoffels sich an das zerstreute Material heranwagen würde.

Dazu kommt ein Zweites. Je mehr wir uns in Christoffels Bildergalerie vertiefen, desto mehr schaut uns zwischen den Bildern ein Mensch entgegen, der trotz seiner knapp 25 Jahre seinen Zeitgenossen etwas zu sagen hatte. Wir meinen R. Christoffel selbst. Man ist nicht gewohnt, in Dissertationen viel persönlichem Bekenntnis zu begegnen, noch weniger einem milden, gereiften Urteil über Welt, Mensch und Leben. Hier finden wir's, dazu in einer so liebenswürdigen, unaufdringlichen Weise, daß man unversehens in ein Freundschaftsverhältnis zum Verfasser gerät. Der kaum erst zum Manne Herangereifte hat sich von seinem ihm anfänglich so wenig sympathischen, dazu recht mühsam erreichbaren Stoff nicht unterkriegen lassen. Scharfer kritischer Verstand, frühe Übung im Verzichten, feine musikalische Begabung und dazu ein grundgütiges Wesen machten ihn zum auserkorenen Beobachter und Mitempfinder des Menschlichen. Christoffel hat uns kein literarisches Werk hinterlassen dürfen, die Zahl seiner Tage war zu klein, aber wir stehen nicht an, seine Dissertation als produktive Arbeit, als fesselndes Bekenntniswerk hinzunehmen. Auf die Eigenart seiner Sprache, das durchaus Persönliche im Ausdruck machen wir nur beiläufig aufmerksam.

Von Anfang an waren wir vor die Frage gestellt, ob ein einleitendes Kapitel aus anderer Feder voranzuschicken sei. Nach reiflicher Überlegung verneinten wir's gerade mit Rücksicht auf den literarischen Charakter der Christoffelschen Arbeit. Die lose aneinandergereihten Bilder sind jedes für sich verständlich, und da, wo eine Erweiterung am nötigsten schien, bei der Würdigung des Ulysses von Salis-Marschlins, besteht am wenigsten die Gefahr, daß nicht noch die Zukunft uns das Gewünschte bringt. An dem Ort endlich, wo eine Einleitung über die politischen Zeitverhältnisse unerläßlich war, bei den Gebrüdern Christ, hatte der Verfasser selbst zum Nötigen gesehen. So entschlossen wir uns, die Arbeit ohne Zutaten herauszugeben, nachdem auch noch ein Literaturausweis sich im Nachlaß des Gelehrten gefunden hatte. Zwar läßt sich leider nicht immer erkennen, woher der Verfasser seine biographischen Notizen be-

zog. Doch bieten uns die Stellen, wo er uns die Kontrolle leichter macht, Gewähr genug für die Zuverlässigkeit der unkontrollierbaren. Sollte übrigens in diesem gelegentlich ein Irrtum stehen geblieben sein, so bleibt die Arbeit doch in ihrem Hauptwert unangefochten: als geschichtliches Charakterbild von einer Reife und Treffsicherheit, die zum Aufmerken zwingt.

Es bleibt uns noch übrig, nach verschiedenen Seiten hin zu danken. Der Verstorbene hätte es nicht unterlassen. Zunächst möge der Hauptförderer der Arbeit, Herr *Prof. Dr. A. Frey* in Zürich, unter dessen Auspizien R. Christoffel zu promovieren beabsichtigte, unseren Dank entgegennehmen, im ferneren alle die uns Unbekannten, die dem Verstorbenen bei der Aufsuchung des zerstreuten Materials behilflich waren. Endlich aber gebührt besonderer Dank der *Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden*, die durch Aufnahme in ihren üblichen Jahresbericht die Drucklegung und zugleich die Verbreitung der Arbeit erheblich erleichterte.

47

B. HARTMANN.

MOTTO :

Heinrich Heine, die romantische Schule III.
Die Geschichte der Literatur ist ebenso schwierig zu beschreiben wie die Naturgeschichte. Dort wie hier hält man sich an die besonders hervortretenden Erscheinungen. Aber wie in einem kleinen Wasserglas eine ganze Welt wunderlicher Tierchen enthalten ist, die ebenso sehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Bestien, so enthält der kleinste Musenalmanach zuweilen eine Unzahl Dichterlinge, die dem stillen Forscher ebenso interessant dünken wie die größten Elefanten der Literatur. Gott ist groß.

Ulysses von Salis-Marschlins

Ulysses von Salis-Marschlins

Ulysses von Salis-Marschlin

(1728—1800.)

„Der Lauf, welchen die Weltbegebenheiten unseres merkwürdigen Zeitalters genommen haben, hat sich aus seinem Gleise, oder doch aus der gewöhnlichen Strombahn voriger Zeiten so weit verirrt, daß es mich nicht wunder nimmt, wenn verschiedene Beobachter, die aus einem andern Gesichtspunkte dahinschauen, sich ganz verschiedene Vorstellungen davon machen. Den einen mögen die gewaltsamen Erschütterungen, welche Europa durchbeben, ein Donnerwetter sein, das die Luft reinigt, oder ein Erdbeben, das tiefe Rigolen zieht und die Fruchtbarkeit des erschöpften Landes erneuert, indem sie andere mit dem Schwirren eines aus seinen Schließen und Zapfen gerückten Uhrwerks, wo eine losgerüttelte Feder ihren Kontrast überwältigt und stürmisch sich selbst abrollt, vergleichen. Mir kömmt es vor, ich stehe mitten in einer großen Werkstätte Gottes; sehe mich allda von größeren Zubereitungen, als noch je gemacht worden sind, umgeben; Maschinen von erstaunlicher Wirksamkeit; Werkzeuge und Waffen von überwiegender Kraft in großer Menge, ringsum angehäuft; geschickte Hände beschäftigt, sie in Bewegung zu setzen und ein großes Werk auszuführen. Wozu? Aufzubauen oder niederzureißen, wiederherzustellen oder umzukehren und zu verderben? Hier umschattet mich ein heiliges Dunkel; das Gefühl meines Nichts ergreift mich; ich bebe zurück, wende meine Augen weg — weg von dem unermeßlichen Schauplatze der allgemeinen Erschütterung — weg von den bangen Ahnungen ihrer Folgen, die niemand übersehn, anschauen, berechnen und beherrschen kann, als das Auge und die Hand des großen Ordners des Ganzen.“

So eröffnete Ulysses von Salis-Marschlins — im Jahre 1798 — das Vorwort zu seiner „Bildergalerie der Heimwehkranken“, dem Lesebuch für Leidende. Und er wandte seine Augen weg vom traurigen Schicksal der Heimat. Er wandte sie nach innen und suchte Ruhe und Zuflucht in sich selbst und im Glauben und Vertrauen an den „großen Ordner“. Die abgeklärte Milde seines Wesens fand die Worte, die Mitleidenden zu trösten. Hunderte griffen nach diesem Trost; denn es war — in dem vielfach heimgesuchten Graubünden insbesondere — ein tiefes Bedürfnis geworden, die äußern Ereignisse auf sich beruhen zu lassen. Da Salis' Trostbuch diesem Bedürfnis entgegenkam, fand es auf Jahrzehnte hinaus eine ausgedehnte Verbreitung. So gehört es als integrierender Bestandteil — wie wohl noch im alten geschrieben — zu Graubündens literarischem Bild im neuen Jahrhundert. Sein Verfasser aber, dessen ganze Persönlichkeit in vergangenen Traditionen wurzelte — Salis lebte von 1728 bis 1800 —, trug persönliche Note genug, zwei nachfahrende Generationen an der mit künstlerischem Sinn erfolgten Auslese seiner reichen, aber schmerzlichen Lebenserfahrungen sich freuen zu lassen. Seine Gestalt ist genugsam bekannt; in Kürze die Lebensumrisse:

Die Jugend verlebte Ulysses von Salis größtenteils in den südlichen Gebietsteilen Graubündens (sein Vater verwaltete die Podestaterie von Plurs), abwechselnd in Clefen und Soglio im Bergell, der Heimat seiner Mutter. In jungen Jahren kam er an die Universität Basel, eifrig bestrebt, in ihren Hörsälen seine hervorragenden Talente bilden zu lassen. Vornehmlich erwarb er sich rechtshistorische Kenntnisse. Das Leben an der Universität ergänzten gesellschaftliche Beziehungen. Die Studienzeit beschloß er mit ausgedehnten Reisen in Italien und den Niederlanden. Später trat er in französische Dienste ein, denen er während der Blüte seines Lebens treu blieb. Auf das Schloß seiner Familie, Marschlins, zurückgekehrt, in glücklicher Ehe verbunden mit Barbara Nikola von Rosenroll, einer der Letzten ihres Geschlechts in Graubünden, begann er in großzügiger Art seine Kräfte der Förderung des Heimatlandes zu widmen. Nach und nach vereinigten sich auf ihm eine Reihe wichtiger Ämter und Ehren — ein einflußreicher Wirkungskreis war seiner ehr-

geizigen Natur nicht gerade zuwider. Salis befestigte seine angesehene Stellung, indem er einerseits durch die „patriotischen Gespräche“ — einer Pro domo-Schrift par excellence, in der er auf populäre Weise seine Auffassung von Staat und Bürger, Recht und Pflicht darlegt — das Volk für sich gewann, andererseits durch seine staatsrechtlichen Schriften vor der Intelligenz des Landes sich über gründliches Wissen und politischen Scharfblick auswies. Besonders bemühte er sich um das in Haldenstein gegründete Philanthropin, das er später unter großem Kostenaufwand in die unmittelbare Nähe seines Wohnsitzes nach Marschlins verlegte. Als Mitglied der helvetischen Gesellschaft, die er 1772 präsidierte, trat Salis mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit in Verbindung, die für das Wohl der Eidgenossenschaft berieten.

Mit dem Ausbruch der französischen Revolution begannen für Salis und seine Familie Jahre unaussprechlichen Leides. Seine ökonomische Lage, die schon durch die Liquidation des Philanthropins empfindlich gelitten hatte, wurde nahezu prekär, als ihm die französische Regierung auf seine Weigerung hin, gegen Österreich zu kämpfen oder überhaupt seinen Heimatstaat zu einer Aktion gegen Österreich zu reizen, die glänzende Pension entzog. Trotz dieses Opfers verlor er schuldlos das Vertrauen seiner Landesgenossen. Seine Feinde ruhten nicht, bis er nicht aller Ehren enthoben, verachtet und aufs niederträchtigste verfolgt ward. Keine Demütigung blieb ihm erspart. Salis fand in Zürich bei Lavater Zuflucht, mit dem er seit Jahren in Verkehr gestanden. Doch blieb er auch durch diesen nicht vor unauhörlichen Nachstellungen geschützt. Erst im Jahre 1794 konnte er sich in Ruhe in Höngg niederlassen. Auch diese Ruhe dauerte nicht lange Zeit. Verräterischer Korrespondenz mit Österreich angeklagt, mußte er eine strenge persönliche Bewachung erdulden. Ein einziges Mal noch konnte er während kurzer Zeit seine Heimat sehen, im Jahre 1800. Neue Verleumdungen und Unruhen zwangen ihn zur Flucht. Er beschloß, in Wien Schutz zu suchen. Ehe er sein Ziel erreichte, starb er — seine Gattin hatte seinen Sturz nicht mehr erlebt —, übermannt von den Anstrengungen der Reise, gebrochen vom Kummer der letzten trüben Jahre (6. Oktober 1800). — Die Geschichte des Landes

hat ihm den Namen „des bedeutendsten und weitsichtigsten Staatsmannes der alten Eidgenossenschaft“ gegeben.

* * *

„Die feurige Einbildungskraft,“ schrieb Ulysses' Sohn im literarischen Vorbericht zum dritten Bändchen der „Bildergallerien“, „die meinen Vater von Jugend auf belebte, reizte ihn manchmal, seine Gedanken in dichterischem Gewande niederzuschreiben. Man kann seinen Poesien weder treffende Bilder, noch reichhaltige, oft erhabene Gedanken absprechen, allein an eine kunstmäßige, gefällige Form konnte er sich selten binden.“ Zwar verband Salis' Natur mit dieser feurigen Einbildungskraft ein feines Gefühl für das Schöne und Erhabene; und seit seinen Studienjahren hatte Salis ein durchdringendes Interesse für die Dichtkunst und auch Malerei gepflegt. Empfindsames Verständnis ist aber noch kein Freibrief für schöpferische Konzeption. So eigneten auch dem, was Salis erst nach den Stürmen der Revolution und während ihren furchtbaren Folgen für ihn geschrieben, keineswegs Werte künstlerischer Natur, so wenig wie jenen in verschiedenen Sammlungen seiner Zeit gelegentlich erschienenen Gedichten. Und doch wohnten diesen „Bildergallerien der Heimwehkranken“ geheime Kräfte inne, die sie in Gegensatz zu frühern Versuchen von Salis stellten und die weiterhin — davon, daß dieses Buch dem Zeitbedürfnis nach Abkehr von der Welt entgegenkam, war schon die Rede — zum Anklang bei den Lesern und Erfolg beitrugen. Es ist die ganz einzigartige Einheitlichkeit der innern Motive. In der äußern Zusammenstellung freilich bilden die drei Bändchen das denkbar diffuseste Gattungskonglomerat, ein Sammelsurium von Gedichten, Liedern, Chorälen, gelehrten Gesprächen, Reiseberichten, Tagebüchern, kleinen Erzählungen, Singspielen, Allegorien und andern. Die Allegorie wählte Salis häufig zum Ausdruck seiner Gedanken und baute sie mit besonderer Liebe bis in die letzten Konsequenzen aus. Alle geistigen Aktionskräfte wurden personifiziert, Verstand, Gewissen, Wille, Glaube, Begierde, Gehorsam etc. und die letzten Möglichkeiten derartig ausgebeutet, daß vollkommene Auslegungen nötig waren. Diese Schlüssel reihen sich dann in gebundener Form der Allegorie an, geziert mit märkanten Bibelworten. Die Gedichte preisen menschliche Weis-

heit, verherrlichen das Glück der Einsamkeit und feiern, immer wiederkehrend, den Erlöser Tod; die Choräle singen göttliche Liebe und Allmacht. Die Gespräche erledigen Gewissens- und Erziehungsfragen. Eine unterhaltend inszenierte Geschichte von der abenteuerreichen Reise einer vielköpfigen Familie in und durch die neue Welt wickelt sich auf Grund verschiedener christlicher Direktiven trefflich ab. Von kräftiger Frische in der Anlage, von vorzüglicher Beobachtung der Einzelheiten, psychologisch fast modern sind „Zwei Tagebücher zweier Reisenden über die nämliche Reise“, zweier junger Leute, deren einer, ein ersehntes Ziel vor Augen, in erwartungsvollem Drange keine Mühe und keine Hindernisse scheut, vorwärts zu kommen, deren zweiter, sonder Zweck und Ziel, ein unerquicklicher Nörgler, träge, faul und unzufrieden, jenem Voranstrebenden eine trübe Last bedeutet. Einige Stücke des dritten Bändchens blieben Fragmente. Die Geschichte eines Unglücksmenschen, dessen heißeste Bemühungen zu keinem Erfolg führen, erzeugt, soweit sie vorhanden, in unerbittlicher Tragik die Nichtigkeit weltlichen Gutes.

Jene zusammenfassende Einheitlichkeit nach innen liegt im Erlebnis der Revolutionszeit begründet. Namenloses Unglück hatte Salis die Erkenntnis strengen Gottesglaubens als größtes irdisches Glück eröffnet. Seither erfüllte eine überlegene Milde gegen alles Menschliche sein Wesen. Diese war die Quelle seiner Trostschriften. Eine neue Quelle; denn Salis war durchaus nicht immer der geläuterte Christ der letzten Epoche gewesen. Viel Selbsterlebtes prägt in der „Bildergalerie“ die Echtheit der Gefühle. Die Werte des Buches sind rein menschliche.

Wenn aber Salis an die Hinfälligkeit vermeintlicher Größe und die menschliche Ohnmacht erinnert und mit einem Seitenblick auf die Selbstgerechten die Worte setzt:

„O wie federleicht
Sind auf Gottes Wag' die dürftigen
Halbtugenden der Menschen!“

wer wäre kleinlich genug, ihn zu widerlegen?

Ulysses v. Salis-Marschlins Schriften.

1. Ausführung der Rechtsamen des Gotteshausbundes über das Hochstift zu Chur. Mit Beilagen. Chur 1755.
 2. Patriotische Gespräche. 1764.
 3. Memorial wegen des Regimentssiegels an die Gemeinden Gemeiner drei Bünden. 1764.
 4. Brief an Väter und Kinderfreunde. Chur 1775.
 5. Jupiter und Schinznach. Drama per Musica. Nebst einigen ... Impromptüs. (Dabei ein Zirkularschreiben als Jahrespräsident der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach.) 1777.
 6. Auszug aus dem zweiten Brief des H. U. v. S., nach ungedruckten Briefen, über das Veltlin. Chur 1787.
 7. Schreiben an den Verfasser des Halles eines Eidgenossen. Basel 1789.
 8. Schreiben an die Herren Verfasser des Journals für Aufklärung, enthaltend eine ausführliche Rezension des Buches „Staatsgeschichte des Tals Veltlin und der beiden Grafschaften Klefen und Worms.“ 1789.
 9. Fragmente der Staatsgeschichte des Tals Veltlin und der Grafschaften Klefen und Worms, aus Urkunden. 2. Bd. 1792.
 10. Schutzschrift. Eingereicht den Räten und Gemeinden der Republik Graubünden. Zürich 1794.
 11. Bildergalerie der Heimwehkranken. Ein Lesebuch für Leidende. Zürich. Band I 1798 I, 1823 III. Bd. II 1800 I, 1827 III. Bd. III 1803 I, 1827 III.
 12. Hinterlassene Schriften. 2 Bde. Winterthur 1803/04.
 13. Bildergalerie äußerer und innerer Lebensführungen. Zürich 1843.
 14. Unvorgreiflicher Entwurf einer Verbesserung des Justizwesens in den Untertanenlanden. Undatiert.
- Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft. 1770.
- Sendschreiben, die Verpflanzung des Haldensteinischen Seminarii nach Marschlins betreffend.
- Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft. 1772.
- Anrede (über die Erziehung der Jugend in Republiken).
- Sammler, Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bünden: 1780.
- Reisebemerkungen in Bünden (mit historischen Reminiszensen). 1783.
- Verschiedene Reiseberichte.

Beziehungen zu J. G. v. Salis-Seewis

Beziehungen zu J. G. v. Salis-Seewis

Beziehungen zu J. G. v. Salis-Seewis

„Unter den verschiedenen Bekannten, die mich besuchten, war Herr *Conradi* vormals mein Lehrer in Chur, Freund des Hilmer und den ich nachher im Pays de Vaud vor bald elf Jahren zuletzt gesehen. Er erkannte mich gleich, ich ihn nicht“, schrieb J. G. v. Salis-Seewis am 9. Juli 1789 in sein Tagebuch.¹ Zwei Tage später wiederholte *Conradi* den Besuch und *Salis* zeigte ihm „das Lager“, das Lager auf dem Marsfeld bei Paris, wohin sein Regiment, um der Stadt nahe zu sein — das Volk brodelte — dirigiert worden war. *Salis* zeigte sich über den Besuch so erfreut wie überrascht.

Im Herbst, im Oktober 1789, machte *Salis* die Reise nach Holland. In Dortrecht litt er an Beklemmungen und hütete das Zimmer. „Aber das melancholische Patientenleben nahm ein jähes Ende, als ihn unvermutet ein Jugendfreund, Lieutenant *Nickli* überraschte. . . Sofort wurde nun der Feldprediger *Bawier* aus Chur, der Hauptmann *Schmied* . . . aufgespürt und bald blühten die Freuden der Landsmannschaft in vollem Maße. . .“² Sie trugen Früchte in einem herzlichen Freundschaftsverhältnis von *Christian Bawier* zu *Salis*, dem *Bawier* Zeit seines Lebens in schwärmerischer Verehrung zugetan blieb. *Losser* war bei aller Verehrung die Verbindung, die *Conradi* zu seinem frühern Schüler unterhielt. — Beider Spuren nachzugehen wäre an und für sich entbehrlich, handelte es sich allein um ihre Stellung zu *Salis* und wären sie nicht beide in Graubünden literarisch tätig aufgetreten.

¹ A. Frey, J. G. v. Salis-Seewis, Anhang S. 251.

² A. Frey, a. a. O. S. 78.

Matthias Conradi

(1744—1832.)

Matthi Conrad, wie Conradi sich zuweilen unterzeichnete, geboren 1745 in Andeer als Sohn angesehener Eltern, wurde als begabter Knabe zum Pfarrherrn bestimmt, ging den Studiengang, der solchen jungen Leuten damals vorgeschrieben war (Lateinschule zu Chur und Vikariat auf einer Pfarre), brav und ohne Anstoß durch und wurde unter der Ägide seines pfarrherrlichen Oheims und Dekans mit 21 Jahren zu Süs in die Synode rezipiert, welchem Vorgang sich alsbald sein Amtsantritt in der Gemeinde Andeer anschloß, die ihm sein gütiger Oheim räumte, plötzlich durch den Tod abberufen. Hier in seiner Vatergemeinde waltete er, wie er selbst berichtet, 63 Jahre seines Amtes mit Unterbruch der Zeit, wo er als Geisel der Österreicher nach Innsbruck geschleppt worden war, ein Los, das bekanntlich viele angesehene Bündner teilten. Dies geschah in den Jahren 1799 bis 1801 im Frühjahr. In welcher Funktion und unter welchen näheren Umständen Conradi um 1777 in Chur wirkte, wo er zum ersten Mal mit Salis in Berührung kam, ist nicht zu ermitteln. Aber man hat daran festzuhalten, daß diese Lehrbeschäftigung Conradis nur vorübergehender Natur gewesen sein konnte. Conradi hielt das Pfarramt in Andeer bis zum Jahre 1828 inne. Vier Jahre später starb er, sozusagen heiter und gesund, im Alter von 88 Jahren, ein Mensch, der nie krank gewesen zu sein vorgab.

Conradis außeramtliche Interessen waren weitverzweigt. Nicht nur, daß er auf dem Boden seines Gemeinwesens segensreiche Einrichtungen traf, daß er sich um Geschichte und Geographie seines Heimataales kümmerte, daß er — ein Zeichen seines Weitblicks — den Bau der neuen Straße durch das Schams und über den Bernhardin mit einem Gedichtbändchen begrüßte und mit einem weiteren begleitete, unterzog er als Halbromane die rätoromanische Sprache, die ihm von Jugend an geläufig war, angelegentlichsten Studien. Er befaßte sich mit lexikalischen Arbeiten, schrieb eine deutsch-romanische

Grammatik, übersetzte und machte sich besonders bekannt durch die Herausgabe einer Liedersammlung in romanischem Dialekt, alles Unternehmungen, die ihn nicht nur mit angesehenen Gelehrten des Inlandes, wie Karl Ulysses von Salis-Marschlins, dem Historiker, sondern auch des Auslandes in bewegten literarischen Verkehr brachten. Aus dem Exil zurückgekehrt, brachte ihn ein Zufall mit dem „gelehrten Theologen und Dichter H. Carl Graß aus Curland“ in Umgang, der sich damals längere Zeit in Graubünden aufhielt. Derselbe erzählte später in Rom W. v. Humboldt von Conradis Arbeiten, was diesen veranlaßte, mit Conradi in brieflichen Verkehr zu treten, der in der Folge dazu führte, daß Conradi Humboldt sein deutsch-romanisches Taschenwörterbuch dedizierte, wobei er die Versicherung erhielt, ein wichtiges Werk verfaßt und „einem wahren Bedürfnis abgeholfen“ zu haben.

Aber der eigentliche Conradi, ich möchte fast sagen, der moderne, war nicht der Romanist, sondern der eifrige und liebevolle Sammler von Volksliedern und alten Sagenstoffen, welche letztere er in gebundene Form zu bringen sich bestrebte. Überhaupt hatte die gebundene Form es ihm angetan. Mannigfaltige Begebenheiten und Eindrücke suchte er gelegentlich in feste Form zu fassen und, wenn möglich, zu veröffentlichen. Bald war es ein Lied, z. B. ein Neujahrslied (das er der Gemeinde von der Kanzel herab vorlegte, bevor es gedruckt wurde, und dem er die lebhafteste Klage vorausschickte, daß der geistliche Stand Graubündens nichts zum Ruhme der Lyrik beitrüge), worin er erst die Hinfälligkeit der Zeit beleuchtete, nach einem Seitenblick auf die Politik des Landes sein soziales Programm aufstellte, um dann in allgemeinen Ausdrücken die Nichtswürdigkeit des Menschen klarzulegen, der die unerschöpfliche Huld Gottes nicht verdiene; oder ein „Berglied“, das in achtzehn Strophen die Gefühle eines Mannes darstellt, der aus dem düstern Tal zu lichten Bergmatten emporsteigt, Gefühle des Dankes an die Vorteile und Schönheiten der Berge, die nicht zuletzt die Urheber und Beschützer der Freiheit seien; bald war es eine Fügung freieren Charakters, die durch Conradi zur Gestaltung kam, eine Allegorie, z. B. „Eine Allegorie von dem freundschaftlichen Streite ethischer Tugenden“, die er mit einem

Motto von Ch. F. Gellert zierte (wo fände sich der Name Gellerts nicht, wenn Religion und Tugend im Verein gepriesen werden!), und die von hohen Idealen zeugt.

Am meisten Erfolg aber scheint Conradi mit den Volksliedern gehabt zu haben. „Neue, aus dem Altertum hergetragene Volkslieder über die Sklaverei und Befreiung der Bündner überhaupt und besonders der Schamser im 14^{ten} und 15^{ten} Jahrhundert“, betitelt er das Bändchen und versah es mit einem Motto, einer Zueignung, einer Widmung (an den hochlöblichen und wohlweisen Kleinen Rat) und einer Anmerkung folgenden Inhalts: „Diese hier folgenden, einfachen, ungekünstelten Lieder wurden von dem berühmten Dichter Herrn General und Bunds-Landammann J. G. von Salis-Seewis und andern Gelehrten mit solchem Beifall gelesen, daß sie den Wunsch äußerten: ich möchte sie mit Melodien . . . begleiten lassen . . .“ Was nannte Conradi Volkslied? Eine in knappe Form gebrachte geschichtliche Begebenheit, wobei sich ihre ursprüngliche Gestalt durch das Hörensagen ziemlich verschoben haben konnte. Solcher Begebenheiten war das Hinterrheintal besonders reich. Die vielen Schlösser, Burgen und Ruinen, Rinckenstein und Castellatsch, Bärenburg und Obertagstein, Ferdin am Berg und Haselstein, Wergenstein und Guardavall i. E. erzählten lebhaft. Conradi verstand darauf zu hören und fand darin den Stoff zu seinen Liedern: Vögtegreuel, mutvolle Bauertaten, Erstürmung und Zerstörung der Raubnester, Bundesschwüre und manches andere. Den Schluß des Bändchens aber schmückte Conradi mit einer eigenartig angeordneten allgemeinen Wahrheit: zu einem Kreis gedruckt zeigen sich die Worte: „. . . Sklaverei gebiert Freiheit, Freiheit Willkür, Willkür wieder . . . Sklaverei.“ Ein ewiger Zirkel, eine vielfach bestätigte Erfahrung, die Fr. Th. Vischer einmal in die Worte — als Parallele seien sie hier angeführt — faßte: „O Elend! Es ist freilich wahr: Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein. Unrecht, ungerechter Druck erzeugt den Schrei nach Freiheit und Freiheit wird alsbald Willkür. Sie wird niedergeschlagen von der Gewalt und dann fängt das Lied von vorne an, indem die Gewalt das Unrecht herstellt.“

Conradis Freude und Gefallen an Vers und Reim war ja ungleich größer als seine Gabe, diese Dinge zu handhaben. Auch

blieben seine Versuche allzusehr an der äußern „Begebenheit“, an irgend einem erfreulichen Faktum haften und fanden mit den Tiefen menschlichen Gemütes wenig Berührungspunkte. Eines jedoch wird unser Jahrzehnt, das Jahrzehnt der Heimatkunst- und Heimatschutzbewegung, an ihm zu schätzen wissen: sein Bedürfnis, das Eng-Heimatliche zu beachten, zu studieren, ihm mit Liebe nachzugehen, seine Quellen auszuspiiren und seine Eigenart zu feiern. Die Beziehungen aber zwischen Conradi und seinem frühern Schüler Salis waren durchaus äußerliche. Der Lehrer wurde nicht zum Schüler; sein kerngesundes, frisches Wesen fand nicht die Saiten Salis'schen Traumlebens, Salis'scher Wehmut. Des Lebens Taten war er lieber Sänger.

Christian Bawier

(1767—1837.)

Wenn bei ihrem Zusammensein in Holland Salis auf Christian Bawier einen tiefen Eindruck machte, dem sich Bawier völlig hingab, dem Gefühle ergebungsvoller Verehrung und herzlicher Zuneigung entwachsen, die ein Leben lang vorhielten, ja sich verstärkten, war der Grund dazu wohl nicht nur die einnehmende Gestalt, nicht der weltgewandte Edelmann, nicht der „schöne Officier“. Nein, er fühlte verwandte Züge heraus, das nämliche empfindsame Gemüt. Er fand in Salis seine eigene Natur, vollkommener, ausgeprägter und veredelt in einem reifern Menschen, wieder. Unbewußt glich sich sein Wesen dem des Dichters an und manches Wort Bawiers trägt das Merkmal dieses Einflusses.

Im Jahre 1767 in Chur geboren, wuchs Christian Bawier in seiner Vaterstadt auf, fühlte sich nach den Schuljahren zum Pfarramt berufen und studierte Theologie auf der Universität Tübingen. Mit 21 Jahren in die evangelische rätische Synode aufgenommen, war er keineswegs gewillt, sich sogleich auf Lebenszeit in ein einsames Bergdorf einschließen zu lassen. Die Gelegenheit, sich einem Bündnerregiment in fremdländischen Diensten als Feldprediger zuteilen zu lassen, war ihm will-

kommen. So kam er zum Regiment Schmid in Holland, dem er drei Jahre diente und wo ihn der erwähnte Zufall im Herbst 1789 mit Salis zusammenführte. Daß Bawiers Jugendjahre unter dem gleichen wehmütvollen Zeichen standen wie die reifen, dafür sind einige in spätern Jahren niedergeschriebene Verse ausdrucksvolle Zeugen:

„Auch ich empfand des Lebens Bitterkeiten,
 Auch ich des Kummers viel, der tief die Seele beugt.
 Als Knabe schon umwölkte meinen Geist
 Verborgner Gram.
 Dem frohen Kreise meiner Jugendfreunde
 Entriß ich oft mich schnell,
 Floh in die Einsamkeit, in Wälder und Gebüsch,
 Und manche stille Träne näßte
 Des kühlen Bergwalds grünes Moos.
 Der Schwermut tief verschlossener Harm
 Blieb Busenfreund dem Jüngling noch.
 Ach, auch die Blütenzeit des Lebens
 Barg hinter düstern Trauerszenen
 Mißgünstig ihre Reize mir!“¹

Bawiers äußeres Lebensschicksal war durchaus nicht so beklagenswert beschaffen, daß man in ihm die Grundlage jenes „verborgenen Grams“, der sein Leben überschattete, sehen könnte. Nach der Rückkehr aus Holland wurde er (1791) Prediger zu St. Regula in Chur, in welcher Eigenschaft er Salis traute (1793), was ihre Freundschaft wesentlich vertiefte. Das unruhige Jahr 1799 entthob ihn zwar seiner Amtsfunktion, erst in freundlichem Sinne, indem Masséna ihn als tüchtigen und beliebten Mann dazu drängte, die Stelle eines Bürgerpräsidenten der Municipalität der Stadt Chur zu übernehmen, nach dem Wechsel des Kriegsglücks aber, den Österreichern verraten und als französisch gesinnt angeklagt, dadurch, daß er mit vielen andern als Geisel nach Innsbruck, später nach Graz deportiert wurde. (Nach Zschokkes „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“ wäre seine Deportation einzig dem Umstande zuzuschreiben, daß Bawier mit J. G. v. Salis und andern verdächtigen Bündnern in freundschaftlichem Verkehr gestanden

¹ Drey Deportationsreden nebst anderen kleinen Aufsätzen. Uhm 1802.

habe.) Ein großes Glück im Unglück bedeutete für ihn die Bekanntschaft Matthissons, die er in Innsbruck schloß, wo sich Matthisson vorübergehend aufhielt. „Nur Augenblicke befand ich mich in seiner Gegenwart“, erzählt Bawier im Vorbericht zu seinen drei Deportationsreden; „Augenblicke, die mir aber gleichwohl teils wegen der Nähe mit einem so großen und doch so bescheidenen Dichter, teils aber auch wegen des *Dritten*, den Matthisson durch Erkundigungen mit aller Innigkeit freundschaftlicher Liebe gleichsam mitten zwischen uns stellte, sehr teuer und tröstlich waren. Dieser Dritte war sein — und ich darf hinzusetzen — auch mein Freund, J. G. Salis, der treffliche Dichter, und noch trefflichere Mensch. Matthisson gab mir Aufträge an ihn, die ich noch von Innsbruck aus schriftlich genau bestellte.“ Auch in Graz war seine Lage nicht zu trostlos. Seine Gelehrsamkeit empfahl ihn allenthalben und bald wurden ihm allerlei Vergünstigungen zuteil. Überdies durfte er seine seelsorgerische Tätigkeit ausüben und predigen, was ihm von Herzen wohlthat. Dessenungeachtet urteilte er über diese Gefangenschaft in den härtesten Ausdrücken und dies vollends, als ihm, nachdem er 1801 wieder hatte nach Chur zurückkehren können, eine Brusterkrankung das Predigen verbot. Im Appenzell suchte er Erholung von seiner „völlig zerrütteten Gesundheit“, gab sich nach einem strengen ärztlichen Veto, in Bischofszell im Kanton Thurgau eine Gastpredigt zu halten, völlig innigem Selbstbedauern anheim und schwelgte in Todesstimmungen und Grabesahnungen, deren Resultat die Einsicht war: „Zur Wiederherstellung meiner Gesundheit bleibt mir wenig Hoffnung übrig; vielmehr ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ich meiner Familie, die meiner noch so sehr bedürfte, schon in der Blüte meines Lebens, vielleicht in kurzem auf immer entrissen werde.“ Damals war Bawier 35jährig und es war ihm keineswegs der frühe Tod beschieden, den er in düsterer Schwärmerei erwartete; er lebte bei Gesundheit und Wohlsein gerade nochmals 35 Jahre. So kam er denn nach kurzer Zeit wieder nach Chur zurück, nicht mehr nach St. Regula, sondern an die Oberpfarrei zu St. Martin und nahm die Stelle des Antistes ein, die jedoch seine Zeit und Kräfte so sehr in Anspruch nahm, daß er ihr entsagte und sich nach Buchs im Rheintal wählen ließ, um mehr

den Wissenschaften und Musen leben zu können. Und so lebte er also den Wissenschaften und den Musen, pflegte die Sprachen des Altertums und vergaß auch der modernen nicht, wie er überhaupt als äußerst gebildeter und gelehrter Mann bekannt war, der sich der Freundschaft Wessenbergs, der Friderika Brun und anderer Zeitgrößen erfreute, trieb Philosophie und — würde man in gewisser Konsequenz erwarten — schrieb ein Bändchen Lyrik in Salis'scher Manier. Aber das geschah nicht. Es hat den Anschein, als ob Bawier in seiner zweiten Lebenshälfte unterlassen hätte, fortwährend auf die zarten Stimmen seines vergrämten Selbsts zu horchen, um seine Aufmerksamkeit landläufigern Dingen zuzuwenden, den Vorgängen im Vaterland, der Politik. Diese neuen Interessen fesselten ihn derart, daß er anfangs seinen Ansichten darüber in gebundener Rede Ausdruck zu verleihen, so besonders in einem hymnusförmigen Panegyrikus, „Die schöne und freie Schweiz“ betitelt, der mit Schilderungen über Bach, Wald und Feld beginnt, der Vorteilhaftigkeit des demokratischen Prinzips Erwähnung tut, die — bei Freiheit der Kritik — durch Gesetz und Gleichheit gewährleistete Sicherheit des Bürgers preist, für kritische Zeitläufte (1814) zu strenger Eintracht mahnt und mit der Bitte um allen göttlichen Segen für die Schweiz, die schöne, freie, sein Ende nimmt. Wenn man von seinen Predigten absieht, deren eine ganze Menge im Druck erschienen ist und über die das theologische Literaturblatt die vorteilhaftesten Urteile fällt („Solcher Bawierschen Predigten können wir nie zu viel haben“, stand dort einmal zu lesen, Bd. VI); wenn man ferner von den (oben erwähnten) Deportationsreden, Predigten aus der Gefangenschaft in Österreich, absieht, einem kleinen Buche, Salis und J. P. Hesemann gewidmet, das außerdem als Anhang noch eine Gastpredigt und eine längere Abendbetrachtung in Prosa und Poesie enthält, Verse, tiefend von verdienstvollem Zufriedenheitsgefühl nach getaner Arbeit, voll Ruhe und Ergebenheit, Verse, die des Hinweises auf ewige Ruhe und Zufriedenheit im Jenseits nicht entbehren, denen sich ein weiteres Gedicht anschließt ganz ähnlichen Inhalts, beides Produkte aus Bawiers erster Lebenshälfte, deren wehmutvolle Schwermut sie auch nicht verleugnen — wenn man von diesen Dingen absieht, so wäre Bawiers schriftstellerische bzw. dichter-

terische Betätigung eine sehr eng begrenzte, dürfte man nicht die Annahme bejahen, daß so mancher seiner gelegentlichen Dichtversuche sich in die blätterreichen Tiefen von Zeitschriften verloren habe, der nun maßen seines wenig bedeutsamen Gehalts auch dem Literaturhistoriker zuliebe gewiß nicht mehr an den lichten Tag zurückbegehrt. Getragen von dem Ernst, der dem Gegenstand gebührt, befindet sich unter dem Vorhandenen eine „Aufschrift auf Zwinglis Hütte“, die Zwinglis ganze Geistesgeschichte kurz umfaßt, im Gegensatz gipfelt zwischen jener kleinen, ahnungslosen Hütte und Zwinglis Größe und, mit einigen ethischen Erörterungen über „Opfertod“ abschließend, an äußerer Ausdehnung nichts zu wünschen übrig läßt.

Eigentlich geglückt ist Bawier nur eine in Stanzen abgefaßte historische Romanze: Rüdiger von Limpach. In ansprechender Weise sind die der zum Teil historisch belegten Stiftung des Klosters Beudern (zwischen 1190 und 1197) vorausgegangenen Ereignisse in knappe Form gebracht.

Rüdiger, meist auf guten Taten aushäusig, findet nach langer Abwesenheit in der Heimat sein Weib tot, sein Söhnchen aber blühend und vielversprechend. Erntezeit. Reges Treiben auf Rüdigers Hof. Ein Traum veranlaßt ihn, auf seinen Knaben acht zu haben; er bleibt dessen steter Begleiter. Ein Gang führt die beiden auf die Erntefelder. Der Obhut der Schnitter anvertraut, sucht sich Wingolf nach Kräften und mit Freude nützlich zu machen. Mit eins wird er vermißt. Banges Suchen ergibt, daß er auf den Garben schlafend in ihrer Überfülle versunken und erstickt ist. Rüdiger, untröstlich, stiftet aus allen seinen Gütern das Kloster und schließt sich einem Kreuzzug an (dem dritten 1189—1192), von dem er nicht wiederkehrt.

Weniger reizvoll in Einzelheiten und auch als Ganzes ohne zwingende Gewalt läßt sich seine in fünffüßigen Jambenvers gefaßte Luziuslegende an, ein lediglicher Formenwechsel, der weder Bawier noch der Luziuslegende besondere Ehre eingebracht.

In späteren Jahren verzichtete Bawier auf jede Pfründe und zog sich nach Chur zurück. Seine vaterländischen Interessen hatten ihm viel Feinde zugezogen, deren unvornehmes Gebaren ihn tief bekümmerte. In Chur enthielt er sich jeglichen öffentlichen Auftretens, widmete sich dem Andenken seiner Freunde (seines Freundes Salis Tod beging er mit einer Trauer-

ode) und allgemein geehrt — denn auch seine Feinde konnten dem menschenfreundlichen, aufgeklärten Mann die Achtung nicht versagen — starb er im Jahre 1837.

M. Conradis Schriften

(mit Ausschluß seiner räto-romanischen Arbeiten.)

1. a) Praktische deutsch-romanische Grammatik, die erste dieser alt-rätischen Sprache. b) Taschenwörterbuch, deutsch-romanisch. Zürich 1820.
2. Poetischer Versuch über eine Allegorie von dem freundschaftlichen Streite etlicher Tugenden. Chur 1778.
3. Neujahrslied. Chur 1803.
4. Geschichte und Gedichte über das Schamsertal und die Via Mala. Como 1823.
5. Neue aus dem Altertum hergetragene Volkslieder über die Sklaverei und Befreiung der Bündner überhaupt — und besonders der Schamser. St. Gallen 1825.
6. Beantwortung der Einwürfe gegen die Pfrundverbesserung in Bünden, in einem Gespräche dargestellt. 1790.
7. Geschichte und Gedichte über das Schamsertal, das verlorene Loch, die Via Mala, den neuen Straßenbau etc. Como 1824.
8. Mitarbeit im „Sammler“: a) Ein Berglied für den Schamserlandmann. b) Beschreibung des Schamsertals. IV. 1808. c) Gedichte und Gesänge zur Synode. 1787.

Chr. Bawiers Schriften.

1. Die zwei ersten Amtspredigten. Chur 1792.
2. Drei Deportationsreden nebst einigen andern kleinen Aufsätzen. Ulm 1802.
3. Abschiedspredigt, gehalten zu St. Regula. Chur 1791.
4. Die schöne und die freie Schweiz. Chur 1814.
5. Inschrift auf Zwinglis Hütte zu Wildenhaus im Toggenburg, nebst einer Rede über die Frage, was ist die Religion. Chur 1818.
6. Rüdiger v. Limpach, oder die Stiftung des Klosters Beudern. St. Luzius, eine Legende. Chur 1833.

Zwei Publizisten

Georg von Bawier

(1773—1839.)

Die Wiege Georgs von Bawier stand im Schloß Marschlins. Jedoch war Marschlins nicht der feste Wohnsitz der Eltern. Die dauernde Anwesenheit in Chur war für den Zunftmeister, Oberzunftmeister und Ratsherrn Joh. Bapt. von Bawier zu jener Zeit notwendig geworden, als sein erster Sprößling Georg im Jahre 1773 zur Welt kam. Über seine Jugend lasse ich Bawier selbst berichten:

„Als ältestes der Kinder und doch noch Kind, verlor ich meinen Vater, die Tatkraft, Stütze unseres Hauses. Durch hohe Verwendung des Herrn Ulysses von Salis-Marschlins, des Geschäftsträgers Ludwig XVI. bei der damaligen, noch unabhängigen Republik Graubünden, sollte ich in den französischen Militärschulen zum Ingenieur des Straßen- und Brückenbaues ausgebildet werden; in niedern und auch auf der Hochschule in *Tübingen*, wo ich schon mit 13 à 14 Jahren war, sollte ich die Vorbildung erhalten. Da brach die französische Revolution aus, und meine Protektion verlor allen Einfluß.

So aus dieser schönen Laufbahn herausgeschleudert, schickte man mich als Cadet (1790) zu einem Schweizerregiment in französischen Diensten, wo eine Unterlieutenantsstelle für mich offen war. Wegen einem Streit über die Avancementsform blieben lang alle Stellen unbesetzt, und als ich die mir bestimmte endlich erhielt, ward das Regiment abgedankt, und wir mit leeren Händen nach Hause geschickt.“¹

Das Unangenehmste bei dieser Überraschung waren ihm wohl die „leeren“ Hände, denn Bawier war auf volle Hände angewiesen, sollte er doch, als Familienchef, Mutter und Geschwister unterhalten.

¹ Schneeflocken aus Graubünden, pag. 90.

„Unsere Familie hatte den ererbten Conventionsadel; sie hatte vielleicht auch Seelenadel, aber der jetzt so hochgeschätzte, so allgewaltige Geldadel ging ihr ab. Warum? Mein Großvater, der Herr Ratsherr, genoß viele Jahre die hohe Gnade, in den vertraulichen Abendzirkeln des damaligen Fürst-Bischofs von Chur aufgenommen zu sein, und da zu lernen, wie man ein Gütchen nach dem andern zwischen dicken steifen Blättern der ungebundenen, kleinen Büchelchen hindurch jagen könne, in welchen diese hochweisen Herren den Gegenstand ihrer Abendstudien fanden.“²

Jenes Schweizerregiment (das Regiment de Salis Grison), in dem Bawier seine militärische Laufbahn begann und in dem er immerhin bis zum Leutnant und Premierleutnant vorrückte, lag damals in Korsika. Er wandte die viele freie Zeit häufiger Urlaube nicht nur dazu an, Land und Leute mit offenen Augen anzusehen, sondern unternahm auch große Reisen nach Italien, Afrika und Spanien, deren er sich später oft mit Vergnügen und in farbiger Lebhaftigkeit erinnerte. In Korsika selbst wurde der schöne Offizier bald in ein intensives gesellschaftliches Leben verwickelt und man kann wohl begreifen, daß diese weitgereiste „drollige Mixtur von Geist und Sinnlichkeit“, wie Bawier sich irgendwo anrief, auf eleganten Bällen ein gern gelittener Gast war. Hier entstanden die ersten Verbindungen mit vielen Menschen, die er in spätern Jahren auf großen Reisen wieder antraf oder aufsuchte, und er versäumte in seinen Schriften nicht, solcher Zusammenhänge zu gedenken.

Nach der Entlassung kehrte Bawier nach Chur zurück und kam bald zu einer ehrenvollen Staatsstellung: er wurde Stadt- und Bundesschreiber. Doch die engen Verhältnisse der Vaterstadt konnte Bawier auf die Dauer nicht ertragen und so folgte er in der Hoffnung auf ein glänzendes Auskommen und Ehre dem Werberuf des ersten Konsuls und trat von neuem in französischen Dienst ein. Eigenen Berichten nach war er dann im Jahre 1802 vorübergehend wieder in Korsika. In der Folge kam er weit in der Welt herum. Zum Hauptmann und Major befördert, quittierte er, ungefähr fünfzigjährig, seine Dienste und

² A. a. O. p. 89.

ließ sich zu Vaels bei Aachen nieder. Das war im Jahre 1824, und im darauffolgenden schon hatte sich Bawier zu neuer Befriedigung eine neue Tätigkeit geschaffen.

Weitgereist, wie er war, und an ein wechselndes Leben gewohnt, konnte Bawier auch in der immerhin lebhaften Geselligkeit Aachens, der während langer Jahre der geistreiche und literarisch tätige Präfekt des Roerdepartements Monsieur de Ladoucette das Gepräge gab, nicht den vollen Ausdruck seiner Persönlichkeit finden. Bedacht darauf, seine reichen Erfahrungen nicht nur einem kleinen Kreise Menschen zugute kommen zu lassen, begann er voll Eifer, sich mit der Feder in den Dienst des allgemeinen Wohls zu stellen. Zunächst waren es Gebiete ganz allgemeiner und höchst prosaischer Natur, zu denen er sich aussprach. In der ersten Zeit verfaßte er eine Menge kleinerer und größerer Aufsätze über Land- und Volkswirtschaft, (seine Vielseitigkeit ist zu bewundern), über Feld- und Gartenbau, ländliche Ökonomie, Naturerscheinungen, über Forst-, Bau- und Gewerbeswesen; er hielt sein Augenmerk auf den öffentlichen Gesundheitsdienst gerichtet, ventilierte ferner Erziehungsfragen und Fragen kirchlicher Natur, erklärte sich zu militärischen Problemen, die er mit reichlichem Material aus seinem Leben zu behandeln pflegte und mit viel Humor und Witz zum besten gab; er gab seine Meinung auch auf wissenschaftlichen Gebieten ab, indem er sich mehrfach über Botanik, Astronomie und gar Rbdomantie (Wassersucherei) ausließ; er verfehlte nicht, sein Interesse für Industrie und Handel zu bekunden. Über kreuz und quer teilte er Ratschläge aus.

Bawier war mit zwei Zeitschriften, die in den mittleren Rheinprovinzen in regem Umlauf waren, in Verbindung getreten, von denen jede sich besonderer Vorzüge rühmte. Hielten die „Gemeinnützigen und unterhaltenden rheinischen Provinzblätter“ sehr viel auf die Qualität ihrer Mitarbeiter (als solche figurierten Ahrens, Arendt, Görres, Heine, Varnhagen), so war der „Rheinisch-westphälische Anzeiger“ (oder „Der Sprecher“) auf sein weitgefaßtes Programm stolz. „Diese Zeitschrift“, eröffnete er die Jahrbände, „...ist ebensowohl der Belehrung als der Unterhaltung, ebensowohl der Politik, der Literatur, der Kunst, den gemeinnützigen Gegenständen, der Landwirtschaft,

den Gewerben, der Technik, als der Lebensbeobachtung und Lebensweisheit, als den erheiternden und erfreuenden Schöpfungen der Poesie gewidmet. Nichts ist von dem Inhalte derselben ausgeschlossen, was mit dem Leben des Volkes und der Zeit in Berührung steht“, und obgleich für einen engen Kreis bestimmt, suchte sie doch die Gemeininteressen zu erfassen, „überall in dem Einzelnen den Zusammenhang mit dem Ganzen suchend und darstellend“.

Angeregt von diesen weitherzigen Grundsätzen des „Sprecher“ und überhaupt mit der schriftstellerischen Praxis vertrauter geworden, löste sich Bawier von jenen erzprosaischen „Gegenständen“ ab und strebte heiterern Gefilden zu. Die Früchte dieses Strebens manifestierten sich in einer Reihe unterhaltsamer Reiseskizzen, die einen zu seinen mehrmaligen und langdauernden Aufenthalten in Spanien und Italien, andere zu seinen wiederholten Alpenübergängen, wobei ihn die Erinnerung an die Anspannung aller Kräfte zur Überwindung der winterzeitlichen Strapazen derart bewegte, daß er von der ungebundenen in die gebundene Rede überging, um festzustellen:

Helden nicht — nein, Elemente bekämpfen

War hier der Reisenden trauriges Los;

Hat man deswegen die Saiten zu dämpfen?

Nein! — Elemente bekämpfen ist groß...³

Die Reiseskizzen erschlossen ihm Erinnerungen an die Kunstdenkmäler Spaniens, und munter versuchte er zu erzählen, was sich seinem Gedächtnis eingepreßt hatte. Seine Mitteilungsfreude erweiterte sich ständig.

Ward die Domkirche in Burgos von allen ungeteilt gerühmt, fand Bawier diesen Ruhm nur auf ihre Größenverhältnisse passend, sonst wäre sie weder von außen noch von innen besonders stimmungsvoll. Der Schatz von Gold, Silber, Säulen, Statuen, Basreliefs, Schnitzwerk und Gemälden wäre jedoch ebenso immens wie ihre ungeheure Höhe und Weite. „Aber mehr Menge als Qualität; denn so erstaunt man auch über den allseits hervorstrahlenden Reichtum ist, so fühlt man doch, und zwar widrigerweise, daß das Innere dieser so hohen und geräumigen Kirche kein schönes, harmonisches Ganzes bildet.“

³ A. a. O. p. 46.

Ein Abbild der Apostel Peter und Paul mit außerordentlich ausdrucksvollen Köpfen hielt er für das würdigste Schmuckstück, obwohl der führende Mönch es unbedeutend genannt hatte. „Freilich, die Apostel hatten keine Mönchsphysiognomien.“

Die Domkirche in Sevilla aber, äußerlich sehr einfach, anerkannte Bawier als innen in einem erhabenen, sehr edeln Stil gebaut. „Das Grandiose dieser Architektur hat mich entzückt.“

Eine fortlaufende Rubrik erschien in den Aufzeichnungen Bawiers unter dem Titel „Merkwürdige Zeitgenossen“, eine Sammlung biographischer Notizen über sonderbare oder bedeutende Menschen, die ihm im Leben begegnet und aufgefallen waren. Die Einzelheiten entbehren zu sehr des Gewichts, um hier ausgedehntere Erwähnung zu finden. Hingegen dürfte es auf Interesse stoßen, daß Bawier eine große Verehrung für Heinrich Zschokke hegte, den er „persönlich zu kennen und hochzuschätzen die Ehre hatte“. Er pflichtete dem Urteil bei, das Zschokke Walter Scott an die Seite stellt.

„Wenn Walter Scott so große Berühmtheit erhielt, wenn Tausende von Exemplaren seiner Werke in London gleich am Tage der Erscheinung abgingen, so möchte dies wohl zum Teile der Armut Englands an guten Romanen zuzuschreiben sein, und das gierige Übertragen seiner Werke ins Deutsche fiel in einen Zeitpunkt, wo alles Englische Mode war, und wo England noch auf dem industriellen und politischen Gipfel stand und noch überall imponierte. Das kam wahrlich dem Walter Scott sehr zu statten.“

Zschokke aber entbehrte dieser äußern zufälligen Vorteile; er schrieb für die Schweiz und Deutschland, der an guter Romanliteratur reichsten Gegend der Welt.“

Zahlreiche Zitate und Belege aus Zschokkes Werken, mit denen Bawier oft seine Ausführungen illustrierte und bekräftigte, sollten seine Achtung für diesen Mann auch praktisch unterstützen, und es machte ihm Freude, noch anzuführen, daß Zschokke so außerordentlich leicht und geschwind schreibe, als ein gewöhnlicher Mensch kaum denken könne. Trotz persönlicher Bekanntschaft scheint aber Bawier doch nicht an der bekanntlich sehr ausgebreiteten Korrespondenz Zschokkes Teil gehabt zu haben.

„Stoff zu Erzählungen“ bezeichnete Bawier wiederholt die Wiedergabe kurz und lebhaft skizzierter wahrer Begebenheiten, in die er teils selbst aktiv eingegriffen. Bescheiden überließ er es gewandteren Federn, diese Stoffe zu längern Erzählungen auszubauen. Nur zweimal überwand er diese Bescheidenheit; nicht ohne Erfolg; das eine Mal in der Darstellung einer Episode aus dem Leben Anna Radcliffs, einer berühmten englischen Romanschriftstellerin der Revolutionszeit, das andere Mal in der schlichten Erzählung einer „Rheinsage aus Graubünden“. In Kürze beider Inhalt:

Anna Radcliff, die Meisterin im Schauerroman, fand zwar viele Leser, aber auch viele geifernde Kritiker. Sie erkrankte vor Verdruß darüber und kündete ihren Tod an. Ein junger Mann, den sie stets begünstigt hatte, benutzte die Gelegenheit, einen „nachgelassenen“ Roman zu finden und ihn dem Verlag Annas anzutragen, der „das Grab“ mit großem Pomp verkündete. Die Radcliff, die still und in Frieden weiter lebte, schwor Rache. Eines dunkeln Abends suchte sie den jungen Freibeuter in London auf und fand ihn in einer schwarz verhangenen Dachstube, in Mönchskleidung, vor sich Grabeslampen, in denen blaue Weingeistflämmchen zuckten. Ein offener Sarg und anderes Phantasmagorisches kam ihrem Vorhaben entgegen, als Gespenst aufzutreten. Der Pseudoautor ließ sich verblüffen und sah mit eigenen Augen zu, wie sie das Manuskript verbrannte, was ihn in der Folge vor Verlag und Publikum in ein komisches Licht rückte. Die Radcliff aber fand dennoch keine Ruhe.

Soweit „Das Autorgespenst“.

Die später am Mittelrhein bekannte Lureley hatte ihren ursprünglichen Herrschersitz auf den schneeigen Höhen des Calanda, „eine Fee, das schönste Luftgebilde, aus Nebelstoff und Sonnenstrahl, in glänzend Dunstgewand gehüllt, mit Gold und mit Kristallen aus dem Fels geziert“. An heißen Sommertagen aber steigt die Fee ins Tal herab, um an verschwiegener Stelle im kühlen Rhein zu baden. Da führt sie ihr Weg stets an der einsamen Behausung eines jungen Winzers, des schönsten Mannes im Lande, vorbei, den sie lieb gewinnt. Dieser emp-

findet in scheuer Ehrfurcht ähnliche Gefühle, die sich verstärken, als er die Fee einmal ungesucht und ganz von ungefähr baden sieht. Längst nun hat der Ruf ihrer Schönheit einen rohen Wollüstling, den Freiherrn von Vatz, gelockt, sie im Bade, wo sie ihre Macht verliert, zu überfallen. Wirklich gelingt es ihm einmal, in die Nähe zu gelangen. Aber jener Winzer wacht. Im Kampfe finden beide den Tod. Lureley zieht trauernd rheinabwärts und tötet von diesem Tag an jeden, der in Lüsterheit zu ihrer Schönheit aufblickt.

Im Jahre 1835 wurde der Kanton Graubünden von ziemlich schwerer Wassernot heimgesucht. Dies veranlaßte Bawier, zu Gunsten der Wasserbeschädigten ein kleines Buch herauszugeben: „Die Schneeflocken aus Graubünden“, eine Sammlung von Jugenderlebnissen, Reiseskizzen, Beschreibung alter Bräuche und andern in Briefform. Mit diesen „Schneeflocken“ hat es eine besondere Bewandnis. Bawier hatte den Antistes Kind in Chur gebeten, ihnen im Interesse der Wohltat möglichste Verbreitung zu verschaffen. Dieser verlämmerte die Sache, so daß sich schließlich ein armseliger Ertrag ergab. Um seine Pflichtversäumnis zu beschönigen, würdigte er den literarischen Wert des Büchleins herab, mußte aber doch zugeben, daß es „nicht ohne Witz und Laune“ geschrieben sei. Nun wandte sich Bawier an die Regierung mit genauer Darlegung des Sachverhaltes und dem Hinweis auf seine übrige, reiche schriftstellerische Tätigkeit, die außer bei Antistes Kind stets mit Beifall aufgenommen worden sei. Zur Bekräftigung der letzteren Erklärung fügte er ein vollständiges Verzeichnis aller schriftstellerischen Arbeiten bei, das als Hauptquelle der vorliegenden Zusammenfassung zu bezeichnen ist.⁴

Aus der ganzen Arbeit Georgs v. Bawier spricht ein ausgezeichnete Kopf, gewohnt an scharfe Beobachtung allen Lebens, und ein Herz erfüllt von edelster Menschengüte. Ein ruhiges, ab-

⁴ Die „Schneeflocken“ sind das einzige als Buch erschienene Schriftwerk Bawiers, das erreicht und in diese Arbeit einbezogen werden konnte. Zwei weitere sind nicht aufzubringen, das eine betitelt: „Des jungen Schweizers Seereise“, ein weiteres: „Die Corsikaner Räuber und ihr Lehrling Fieschi, eine wahre Erzählung selbst-erlebter Ereignisse“.

geklärtes „Leben und Lebenlassen“ kennzeichnet seine Stellung dem öffentlichen Leben gegenüber. Niemand wurde je durch ihn verletzt, der er stets bemüht war, nur die „Sache“ zu behandeln, der keinen Tadel kannte, er hätte zugleich den Weg zum Bessermachen angewiesen. „Was doch die Menschen so leicht von einem Extrem ins andere fallen“, bedauerte Bawier. „Früher hieß es, der Mensch ist schlecht von Anbeginn. Jetzt, er ist makellos.“ Einmal glaubt er an Wunder und ein anderes Mal hält sich der Mensch für ein selbständiges Wesen. „Und wie lächerlich“, philosophierte Bawier, „sich für ein selbständiges Wesen zu halten.“ Und was hat es mit den Wundern auf sich? Alle haben sie natürliche Quellen. Denn „weder das Sonderbare, Außerordentliche, Seltene, Unbegreifliche noch Unklärliche ist an und für sich wunderbar“. Man halte nur die Augen offen! — Obwohl Soldat und Kriegsmann von Beruf, war Bawier im Herzen vollkommener Pazifist. Dafür noch einige Zeugnisse:

Die Ehrung eines deutschen (preußischen) Wissenschaftlers in Paris feierte er mit Freuden:

„... für jeden Menschenfreund, der sich mit warmem, teilnehmendem Herzen für die Vervollkommnung der Menschheit interessiert, muß es erfreulich sein, wenn tüchtige Männer eines Staates auch in andern ehrenvolle Anerkennung finden. Denn es ist dies eine liebliche Frucht der Zivilisation, ein Vorwärtsschreiten in der Humanität, ein Zeichen, daß die frühere, nationalegoistische schroffe Absonderung und Isolierung der Staaten und Völker allmählig abnimmt, daß sie sich je mehr und mehr verbrüdern.“

Auch vom Reisen erhoffte Bawier fruchtbaren Austausch für kommende Zeiten:

„Sollte es wohl ein zu verwegener Blick in die Zukunft sein, wenn wir glauben, daß durch die Vermehrung und Beförderung der Reisen alle Völker des Erdbodens einst in eine Brüdernation von fast gleicher Verfassung, Religion und Sitten verschmolzen werden könnten?“

Krieg sollte vom Erdboden verschwinden:

„Je wilder und roher die Völker sind, desto mehr haben sie Kriege; je zivilisierter, je mehr sie durch christliche Religion

und feine Sitten, durch Wissenschaften und Künste gebildet sind, desto seltener werden sie zum Schwerte greifen; bei ganz vernünftigen, weisen tugendhaften Menschen kann gar kein Unrecht, keine Gewalttat, folglich auch kein Krieg vorkommen.“ Besonders in Europa nicht, denn „... wir sind zu verfeinert für den Krieg und Militärstand; unsere Gewohnheiten, Sitten und Berufsarbeiten widerstreben demselben zu sehr, als daß Vaterlandsliebe aus jedem Staatsbürger gleich einen guten, tapfern Krieger zu machen vermöchte.“

Der Weltkrieg 1914/15 scheint anderes zu lehren.

Der Inbegriff allen Glückes — diese Lebensweisheit drückt Bawiers schriftstellerische Tätigkeit als seine eigene deutlich aus — liegt in selbsterkenntnisreicher Bescheidenheit und in einem jeder menschlichen Ungerechtigkeit überlegenen, innern Frieden.

Georg v. Bawier starb, nachdem er während seiner Ruhejahre mehrmals noch Paris, aber auch sein engeres Vaterland, die Schweiz, Graubünden und seine Vaterstadt Chur besucht hatte, im Winter 1839/40 in Vaels bei Aachen.

Christian Tester

(1784—1855.)

Im stillen, weltentlegenen Safiental als Sohn eines wohlbegüterten Bauern wurde Christian Tester im Jahre 1784 geboren. Als begabter Junge durfte er die Kantonsschule in Chur besuchen, die er nach gründlicher Vorbildung für höhere Studien im Jahre 1804 verließ. Zum Pfarrer bestimmt, immatrikulierte er sich an der Universität Erlangen. Dort wußte ihm ein gewisser Professor Ammann die Gottesgelahrtheit derart zu verleiden, daß er sich von ihr abwandte. Man kann annehmen, daß Eindrücke aus dieser Zeit mitspielten, wenn später in Testers Roman „Junker Hannß“ die Worte stehen: „Wenn die Religionslehrer weniger vom Bösen und mehr vom Guten redeten, seltener

vom Teufel und öfterer von Gott lehrten, so stünde es besser um die Menschen.“ Nachträglich warf er sich auf die Mathematik und eignete sich in der Folge von höheren Studien gerade soviel an, daß er seinen natürlichen Verstand behielt. Nach Abschluß seines Studiums kehrte er, obwohl ihm im Ausland eine gute Zukunft verheißen zu sein schien, in die Heimat zurück, und es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob eine weitere Stelle im Junker Hannß die Gründe dazu angibt, wo es heißt: „Allein die Anhänglichkeit an seine Heimat, die Treue gegen seine um ihn sich sehr bekümmernde Mutter und die Liebe zum Vaterlande — alles dieses überwog bei ihm die ihm vorgehaltenen Aussichten, durch welche gemeine Seelen immer, und meistens zu ihrem eigenen Verderben gefesselt werden.“ Im Jahre 1810 wurde Tester Lehrer an der Kantonsschule in Chur, eine Stelle, die er vierzig Jahre lang mit viel Erfolg versah, um schließlich freiwillig jüngern Kräften Platz zu machen.

Der Roman, der aus Testers Feder geflossen und der als einziges Zeugnis für seine literarische Betätigung vorliegt, nähert sich stark dem, was man neuerdings eine Darstellung zu nennen pflegt. Er schildert in allen Zusammenhängen das Leben eines jungen, vornehmen Mannes in dem bestimmten Zeitraum vom Tage seiner Rückkehr nach den Lehrjahren an bis zur Zeit, wo dieser die edle Braut zu gewinnen sich entschließt, mit geschickter Einfügung der Fabel. Mit der Heimkehr des Junkers entwickelt sich im Schloß reges Leben. Alle Fäden des öffentlichen und privaten Lebens, behördlicher und wirtschaftlicher Tätigkeit beginnen sich in der Hand des vertrauenerweckenden und bescheidenen Junkers zu sammeln. Die seltsamsten Erscheinungen, die die Bewohner des Tales zu beunruhigen geeignet wären, werden auf natürliche Vorgänge zurückgeführt. Ein intriganter Freibauer Wolf im Schafpelz, der das allgemeine Ansehen genießt, bildet mit seinem durchtriebenen, hinterlistigen Wesen ein aktionsreiches Gegenstück zum glaubensseligen Pfarrherrn, der in seiner frommen Einfalt die unvernünftigsten Verwirrungen hervorruft. Das Treiben beider neutralisiert nun sozusagen der Junker. Nachdem es diesem gelungen, bald mit der Mehrheit, bald mit der Minderheit in Behörde und Dorf die mannigfaltigsten Verwicklungen und Wechsel-

fälle zu lösen und das ganze Tal durch seine salomonischen Urteile über Bauer und Knecht wieder in ein richtiges Geleise zu bringen, schließt der Band mit der Aussicht, daß der Junker zur allgemeinen Freude eine ihm in jedem ebenbürtige Herrin aufs Schloß führe.

Zu Beginn des letzten Jahrzehnts im 15. Jahrhundert studierte der Junker Joseph Anton Franz Hannß von Hühnerauge in Paris Geschichte und Gottesgelahrtheit. Familienangelegenheiten veranlassen ihn, die Studien aufzugeben, die Studienstadt und -freunde zu verlassen und sich der Besorgung der heimatischen Güter in Felsental zu widmen. Bei einem im Tal notwendig gewordenen Brückenbau weiß der Junker nicht nur gute Räte zu geben, die das Werk ungeahnt fördern, sondern scheut sich auch nicht, persönlich Hand anzulegen, was ihm bald vollkommenes Vertrauen allerseits einträgt. Als er vollends einen vom Schwindel befallenen Mann aus dem tiefen Wasser rettet, kennt die Verehrung keine Grenzen mehr, obwohl einige geneigt sind, ihn übernatürlicher Kräfte zu zeihen — denn das Schwimmen ist noch nicht bekannt zu Felsental — und obwohl der Pfarrherr nichts zu tun unterläßt, das Unnatürliche dieses Vorgangs zu beleuchten. Der Junker wird Mittelpunkt von Felsental. Zur rechten Zeit. In der Gemeinde entdeckt man bald darauf Dinge, die einer besonnenen Untersuchung bedürfen. Ein wohlhabender Mann des Ortes treibt seinen Geiz soweit, daß seine stille, dulddende Frau schließlich im Schloß Hilfe suchen muß. Eine Reihe glaubhafter Zufälle bringt es nun an den Tag, daß dieser angesehene Geizhals Haustyrann, Dieb bei Gelegenheit und von Profession ist, der auch nicht vor Raub und Mord zurückschreckt. Mit Mühe hält der Junker Ordnung unter den erbitterten Felsentalern, die auf intensive Strafe drängen. Die Situation erfährt eine weitere Spannung durch ein besonderes Vorkommnis. Vor zehn Jahren war im Dorf ein Bettelmann wegen Diebstahls zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Sein Weib, das man auf Grund gewisser Zeugnisse im Fluß ertrunken glaubt, erscheint von Zeit zu Zeit in der Umgebung Felsentals, von der ganzen Gegend als Gespenst gefürchtet. Jetzt taucht das arme Bettelweib von neuem auf, was den Pfarrer

zur Vorbereitung der gewohnten Bannprozession veranlaßt (1). Aber Thalaf, jener Geizhals, der zu seiner Ehrenrettung fortwährend einen Schwindel an den andern kettet, wird durch diese Erscheinung derart eingeschüchtert, daß er zu entsetzlichen Geständnissen Mut findet. Der unschuldige Tod jenes Bettelmanns wird klar. Thalaf nimmt sich das Leben.

Da für den Junker an der Leibhaftigkeit jenes vermeintlichen Gespenstes kein Zweifel besteht, läßt er sich mit ihm in eine liebevolle Unterredung ein, was auf die aufgeregte gemüthliche Verfassung des bedauernswerten Bettelweibes einen wohlthuenden Einfluß hat und es in den Stand setzt, aus ihrem Leben zu erzählen. Es ergibt sich in der Folge nach genauer Untersuchung und am Merkmal ganz bestimmter Narben, daß es eine Talgenossin ist, die in der Jugend von Zigeunern geraubt wurde. Der Junker ordnet an, daß die Barbara Maria Wurzelmann im Pfarrhaus untergebracht wird. Hat der Junker, als Ammann der Gemeinde, für die körperliche Wohlfahrt des Bettelweibes das Seinige getan, nachdem ihre Identität — modern gesprochen — festgestellt ist, will der Pfarrer es sich nicht nehmen lassen, für ihr Seelenheil das Seinige zu tun. Im guten Glauben, das Weib sei von einem bösen Geist besessen, unternimmt er mit zwei bäuerlichen Gehilfen während der nächsten Nacht eine große Bannszene zur Geistaustreibung, für welches Tun er sich besonders berufen hält. Und wirklich, mit dem Morgengrauen sieht man unterm Bett einen dunkeln Schatten hervorkriechen und fortschleichen, der sich allerdings in den Händen der Wächter vor dem Hause zum Kaplan des Nachbardorfes verdichtet, dem diesmal sein gewohnter Nachtbesuch bei der Pfarrersmagd mißlungen.

Indessen liegt auf dem Dorf, insbesondere auf den frühern Geschworenen, eine schwere Sorge: der Justizmord an Wurzelmann. Es trifft sich jedoch gut, daß zur selben Zeit ein päpstlicher Legat in Reichenau Ablaß verkauft. Der Junker und der Pfarrer machen sich auf, jenem den Fall vorzutragen, wobei der Junker im Bruder und Begleiter des Legaten einen lieben Studienfreund wiedererkennt (2). Mit einem vollkommenen Ablaßbrief kehren die beiden bald nach Felsental zurück. Nun kommt es zu weitläufig dargelegten Prozeßverhandlungen, in

denen zunächst ausführlich über jenen Geizhals und Verbrecher abgeurteilt wird und in dessen weiterm Verlauf die Ehrenklärung des Wurzelmann und seines noch lebenden Weibes erfolgt. Nachher geschieht die feierliche Verkündigung des erfolgten Ablasses durch den Pfarrer (3), die zum Beschluß der Gründung einer Kaplanei führt.

Dem unpriesterlichen Wandel des nachbarlichen Kaplans bemüht sich der Junker, vielfach gewarnt vor dessen hohen Vettern im Bischofspalais zu Chur, energisch entgegenzutreten. Die Folge ist ein nichtswürdiger Verleumdungsfeldzug des Kaplans gegen den Junker. Mehrmals kommt der dadurch in die Lage, zur Klarlegung von Tatsachen das nachbarliche Dorf und Schloß Erlenbach aufzusuchen, was ihn öfters nicht ganz gegen seinen Willen mit dem Fräulein jenes Schlosses zusammenführt. Die Affäre mit dem Kaplan jedoch spitzt sich unerträglich zu. Doch: Roman bleibt Roman, und so trifft es eben ein, daß das domherr-vetterliche Veto über dem Lumpen von Kaplan vergeblich ist, so daß er dem ehrenwerten Junker das Feld räumen muß. Dieser aber wird dem Fräulein von Erlenbach empfehlen, sich des mütterlichen Schutzes zu begeben und bald in einen Schloßwechsel einzuwilligen.

Um einige Proben von Testers munterer und bisweilen direkt bildhafter Darstellung zu geben, lasse ich hier drei kleine Abschnitte nachdrucken, die sich an den durch Zahlen bezeichneten Stellen in den Zusammenhang einfügen.

(1) Und als sie (der Junker und verschiedene Geschworene) hinauf kamen in die Gasse zwischen der Kirche und dem Pfrundhause, war daselbst der größte Teil der Bevölkerung von Felsental in Reihe und Glied gestellt und bereit nach dem Rathause zu kommen und mit dem Gespenste anzubinden. Je drei Personen standen nebeneinander. In der ersten Reihe stand der Pfarrer, das Meßbuch in der einen, ein Crucifix in der andern Hand; neben ihm hielt der Geschworene Eichberger auf einer Stange eine silberne Schachtel empor, in welcher ein Barthaar des heiligen Paulus war, links trug der Geschworene Schneebrecher in einer hölzernen Lade einen Rückenknochen des

heiligen Christophorus. In der zweiten Reihe wurden auch von Geschworenen getragen: ein fünfzig Pfund schwerer Stein vom Felsen des heiligen Grabes, eine Haarlocke von der heiligen Magdalena und ein Stück von dem Hobel des heiligen Josephs. Die hinterste Reihe, welche aus den drei ältesten Männern bestand, war versehen: mit einem Stücke von der Rippe, aus welcher die Eva erschaffen worden ist, mit einer Feder aus dem rechten Flügel von Noahs Taube, und mit einem Zahn des Widders, welchen Abraham statt seines Sohnes geopfert hat.

Der Pfarrer konnte, wegen der großen Angst, die ihn gefaßt hatte und noch immer fest hielt, sich schwer entschließen, den Zug in Bewegung zu setzen, und wollte, als der Junker und die Geschworenen angekommen waren, und sich vor den Heiligtümern geneigt hatten, ihnen ausführlich erklären, warum er alles gerade so und nicht anders angeordnet habe. — Der Junker aber unterbrach ihn und sprach: Es ist nicht nötig, daß ein Gespenst gebannt werde. — Die Person, welche ein Gespenst zu sein schien, hat Fleisch und Bein wie wir.

.....

(2) . . . Indem der Pfarrer so sprach, kamen sie, ohne daß dieser daran dachte, nach Reichenau. Es war bereits Nacht geworden, und die Fenster der Burg waren heller erleuchtet als gewöhnlich. Am offenen Tor wurden sie von einem Diener des Schlosses empfangen und, weil sie es verlangten, sogleich dem Legaten angemeldet. Kaum hatten sie ein paar Minuten gewartet, so kam ein italienischer Diener und führte sie vor das Zimmer des Legaten, öffnete die Türe und rief hinein: Ein Pfarrer mit einem Bauern. Dann sagte er zu ihnen: Gehet hinein. Als sie ins Zimmer traten, saßen daselbst an einem Tische zwei Männer in sehr weiten, rot und gelb gestreiften Schlafröcken und zählten Geld; nahe beim Ofen aber kniete ein Mann in Mönchskleidung und betete. In der Meinung, daß eben dieser der Legat sei, wandte sich der Pfarrer gegen ihm und begann sogleich ihm seine lateinische Rede zu halten. Der Mönch aber achtete nicht im geringsten darauf, sondern fuhr in seinem Gebete fort. Bald aber stand der jüngere von denen, die am Tische saßen, auf, trat näher an den Junker, sah ihn recht an, und rief dann laut: Bist du es wirklich? . . . Die beiden Freunde

waren recht herzlich froh, einander wiederzusehen. Jeder fragte den andern: Wie befindest Du Dich? Wie geht es Dir? Aber ehe eines von ihnen antwortete, stand auch der Legat auf, wandte sich gegen den Junker und sprach: Herr von Hühnersauge, es freut mich sehr, den besten Freund meines Bruders kennen zu lernen. . . . Erst nachdem der Legat und der Junker sich noch mehr Artigkeiten gesagt, und die beiden Freunde einander einige Auskunft über ihr Befinden gegeben hatten, sagte Alboredi: Aber, ums Himmelswillen, was hast Du da für einen Kompan mitgebracht? Das ist wohl ein Besessener, dem mein geistlicher Herr Bruder den Teufel austreiben soll? Der Pfarrer nämlich hatte von allem, was vorgefallen war, nichts bemerkt, und war noch immer daran, dem Mönchen, der auf ihn gar nicht achtete, die lateinische Rede zu halten. . . .

(Der Junker führt nun den Pfarrer vor den Legaten; da der so erstaunt ist über seinen Irrtum, daß er seine Rede nicht ein zweites Mal herauskriegt, erklärt der Junker den Grund ihres Kommens, und der Legat erhält eine mäßig hohe Summe für den Generalablaß des Dorfes.)

. . . Nachdem der Junker das Geld hergezählt hatte, befahl der Legat dem Mönchen, den Ablaßbrief zu schreiben und lud den Junker und den Pfarrer zum Nachtessen ein.

Als sie in den Saal traten, war daselbst die Tafel gedeckt, und daneben hin und her spazierten und sprachen miteinander ein Domherr von Chur, der Abt des Klosters St. Luzi, ein Prälat von Pfeffers und der Prior von Churwalden. Alle diese kannten den Junker als einen geistreichen und den Pfarrer als einen langweiligen und beschränkten Mann. Nach Abstattung der gewöhnlichen Komplimente wurden vom Legaten die Gäste zum Platznehmen eingeladen. Er selbst setzte sich oben an, rechts der Domherr, der Abt, der Prälat und der Prior, links der Junker, dessen Freund und der Pfarrer. Sogleich bildeten sich zwei Gruppen zur Unterhaltung. Der Prälat und der Prior machten sich an den Pfarrer, um ihr Gespötte mit ihm zu treiben. Der Legat sprach mit dem Domherrn, dem Abt und dem Junker, um in mehrfacher Beziehung zu erforschen, wie man in Bünden gegen den heiligen Stuhl gesinnt sei. Nur der Signor Alboredi gehörte gleichsam zu beiden Parteien, indem er, sooft der Junker

nicht eben mit den andern in zusammenhängendem Gespräche war, mit diesem sprach, und aber, sobald dieses nicht sein konnte, mit dem Prälaten und dem Prior den Pfarrer zum Besten hielt. — Anfangs war der Pfarrer misstimmt; als aber der Prälat und der Prior über die sonderbarsten Dinge zu disputieren angingen und ihm dann die Entscheidung anheimstellten und dieselbe jedesmal nicht nur anerkannten, sondern sogar als tiefe Weisheit bewunderten, meinte er deutlich zu merken, daß sie großen Respekt vor seiner Gelehrsamkeit hätten und wurde so vergnügt, daß er das Unglück, welches ihn in des Legaten Zimmer betroffen hatte, gänzlich zu vergessen im Stande war. In dieser Stimmung glaubte er die Geschichte des Bettelweibes und dabei besonders den Teil von der Austreibung des tollen Geistes recht ausführlich erzählen zu müssen. Seine Zuhörer taten, als müßten sie über alles Maß hinaus staunen, und lobten ihn sehr. Die Freude des Pfarrers über alles dieses war unaussprechlich und erreichte den höchsten Punkt, als der Signor Alboredi ihn versicherte, diese Geschichte ausführlich nicht nur allen Cardinälen, sondern dem heiligen Vater selbst ganz ausführlich erzählen zu wollen, sobald er nach Rom zurückkomme. Eine solche Geschichte, sagte dieser, müsse in Rom großes Aufsehen erregen, denn seit mehr als hundert Jahren habe daselbst niemand eine so herrliche Wundertat verrichtet. Diese Schalkheit des Signor Alboredi übernahm den Pfarrer dermaßen, daß er viel mehr trank, als er sonst würde getrunken haben; ja er kam sogar auf den unglücklichen Einfall, es im Trinken dem Prior gleichthun zu wollen. Es wäre dem Prior, der dieses merkte, ein leichtes gewesen, den Pfarrer unter den Tisch zu bringen; aber, theils aus Rücksicht auf den Legaten, theils damit die Posse desto länger dauern möge, trank er nicht halb so viel, als er ohne im geringsten betrunken zu werden, gar wohl hätte trinken können. Als aber der Pfarrer, durch das Gespräch sehr zutraulich und durch den Wein fast ganz und gar zum Überlegen unfähig gemacht worden war, nahm der Prior eine bedenkliche Miene an und sprach: Beim Austreiben der Geister sei immer etwas sehr Bedenkliches und Gefährliches dieses, daß nämlich die ausgetriebenen Geister aus aller Kraft sich anstrengen in denjenigen zu fahren, der sie ausgetrieben habe, oder, wenn

dieses ihnen nicht gelinge, so doch ihn bei jeder Gelegenheit zu necken und ihm zu schaden. Und wenn auch das Erste ihnen selten möglich sei, so halte es äußerst schwer das Zweite zu verhindern. — Der Signor Alboredi benutzte das vom Prior Gesagte auf der Stelle und sprach: Davon kann ich ein auffallendes, ja, ich möchte sagen ein schreckliches Beispiel erzählen. Zu Florenz war vor mehr als hundert Jahren ein Franziskaner Mönch nicht nur der gelehrteste Mann und größte Redner dieser Stadt, sondern beinahe allgemein im Rufe eines Heiligen. Dieser hatte bereits einige bedeutende Wunder getan; z. B. gebratene Vögel wieder lebendig gemacht, aus einem dürren Zaunpfahl eine Lilie erblühen lassen, u. dgl. m. Nachdem er aber das größte seiner Wunder verrichtet hatte, nämlich einen Geist aus einem besessenen Koch getrieben, war er ein verlorener Mann. Er konnte durchaus keine Rede mehr halten; kaum hatte er zu reden angefangen, so verlor er jedesmal seine Besinnung so sehr, daß er kein Wort hervorbringen konnte und wie ein Stummer dastehen mußte. Man kann denken, was dieses für den so berühmten Redner für eine unaussprechliche Plage war. . . . Nach wenigen Tagen war er ganz stumm und dabei so verwirrt geworden, daß er auf dem Wege nach einer Kirche einen alten schmutzigen Trödeljuden für den heiligen Vater hielt und vor ihm niederkniete, damit dieser ihm den päpstlichen Segen erteilen möchte. . . . So wie der Pfarrer diese Geschichte gehört hatte, wurde er stille und sprach fast gar nichts mehr. Er geriet bald in eine nicht geringe Furcht vor dem Geiste des Bettelweibes. Daß dieser ihn verfolge und im Zimmer des Legaten zuerst verblendet und nachher verwirrt und betäubt habe, war ihm eine ausgemachte Wahrheit.

. . . Um sich gegen diesen Geist zu feien, erhält der Pfarrer von Alboredi ein besonderes Kruzifix. . .

Ganz anders war die Unterhaltung bei der andern Gruppe. Da war anfangs nichts anderes wahrzunehmen denn ein so vorsichtiges und leises Befühlen, als fürchtete jedes, das beinahe schalenlose Ei möchte zerplatzen und, entweder ein nährendes Dotter verloren gehen, oder ein bereits ausgebildeter Basilisk hervortreten und die ganze lebendige Umgebung in totes Ge-

stein verwandeln. . . . So lenkt der Legat das Gespräch auf andere Dinge.

(3) . . . Der Pfarrer aber fragte sie (die Ablassbedürftigen), ob sie schon erfahren hätten, wie es ihm und dem Junker ergangen sei. Und da der Geschworene S. ihm erwiderte: Wir wissen kein Wort, — so hielt er ihnen eine Rede und sprach zuerst außerordentlich weitläufig von der Macht des Teufels und der Gespenster, sowie von dem unerschöpflichen Reichtum an Gnadenmitteln, welchen die Kirche schon seit vielen Jahrhunderten besitze und noch heut zu Tag immerfort ins Unendliche vermehre, um dadurch die Macht der Hölle zu brechen und die Menschen aus den Klauen des Satans zu retten. Hierauf sprach er im zweiten Teile seiner Rede nicht weniger weitläufig vom Unterschiede der Sünden. Das endliche Ergebnis dieses Teiles war: wenn man die Sünden unterscheide in Berücksichtigung der Leichtigkeit, mit welcher sie begangen werden können, so gebe es dreimal drei Hauptabteilungen, von denen jede sieben Unterabteilungen enthalte, teile man aber die Sünden ein in Berücksichtigung ihrer Gräueltätigkeit und Unverzeihlichkeit, so erhalte man sieben mal sieben Hauptabteilungen, von denen jede aus sieben Unterabteilungen bestehe. Im dritten Teil zeigte er sehr ausführlich, wie der Teufel eine Seele, die sich einmal in die Sünde verstrickt habe, nicht gerne wieder loslasse, und sogar diejenigen, welche wegen der Rettung einer solchen Seele sich bemühen, auf die grausamste Weise verfolgte, so daß die Auswirkung des Ablasses für Andere eines der gefährlichsten Geschäfte sei, die ein rechter Christenmensch übernehmen könne. Zum Beweise dieser Behauptung führte er eine große Anzahl von geschichtlichen Tatsachen an, zuerst sowohl die Versuchung des Erlösers in der Wüste, als auch dessen Leiden und Tod — zuletzt seine eigenen Schicksale zu Reichenau im Zimmer des Legaten.

Länger als eine volle Stunde hatte der Pfarrer gesprochen, ohne daß die Geschworenen im geringsten hätten merken können, ob sie begnadigt seien oder nicht. — Nun aber entrollte der Pfarrer ein großes Pergament und sprach: Seid getrost, meine Söhne, Eure Sünde ist Euch vergeben.

.....

Nach den Berichten eines Zeitgenossen blieb der Roman Testers in den Händen weniger Würdiger. Es heißt dort, daß Tester sich auch auf dem Gebiete des Romans „versucht“ habe mit seinem „bekannten Junger Hannß“. „Diese Geschichte hat unstreitig ihre beachtenswerten Stellen.“ Unstreitig. Und unstreitig hat Tester auch Erzählertalent, das unterstützt wird durch seinen lebenswürdigen Humor und seine Sprache, die jene Berichte „durchsichtig, klar, populär, plastisch und schlagend“ nennen. Es ist erfreulich zu erkennen, wie sehr durch diese beiden Eigenschaften das Unbedeutende der Vorlage im Junker Hannß genießbar wird. Immerhin: Goethe schrieb besser.

Mag nun zugegeben werden, daß Tester vielleicht mit Freude und Interesse in historischem Kram herumgescharrt nur um der Historie willen und diesen Kram, dem einige, wenn auch spärliche, Urkunden aus dem Safiental zu Grunde liegen mögen, aus eitel Lust und Zeitvertreib zu einem Bauernroman zusammengefügt habe, so glaubt man anderseits merklich eine Tendenz herausspüren zu können: Tester wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Bündnern seiner Zeit einige gesunde Wahrheiten zu sagen.

Das Buch erschien im Jahre 1833, für Chur eine Zeit unruhlicher Verslossenheit (s. Kapitel 4, Die Brüder Christ). Die Zustände, die da in Stadt und Land herrschend waren, waren nicht vorbildlich. Viele behördliche Gepflogenheiten erinnerten an die Sitten oder Unsitten feudaler Gewaltherrschaft. Offene Kritik wäre Vermessenheit gewesen. Nun war Tester viel zu ruhigen Gemüts, um grundsätzlich zu opponieren. Er begnügte sich mit unpersönlichen Andeutungen, und wo er schon ein Abbild geben wollte, lüftete er nicht die letzten Schleier. Es entsprach nicht seiner wundervollen Menschenliebe, waltende Werkzeuge für geschichtliche Lasten verantwortlich zu machen. Wenn er schon seiner engen Mitwelt Wahrheiten zu sagen sich anschickte, so blieb er bei den allgemeinen; er verfiel in ein fabulierendes Moralisieren und suchte seinen Mitbürgern vornehmlich zu zeigen, wie man mit klarem Kopf und ruhigem Gewissen den so unerquicklichen Antagonismus im kleinen Gemeinwesen mildern, wenn nicht beseitigen könnte. Welche Vorteile, physische und psychische, springen aus Wohlwollen und

Einmut! Tester ließ keine Verwirrung, die im Stoff möglich und glaubhaft war, unverwendet und erreichte damit eine Fülle von Material, seinen Lesern gute Räte zu erteilen, nicht gerade in der Form spezifisch ausgearbeiteter Moralsätze, aber in einer stets *lehrhaft* glücklichen Auflösung des Knotens.

Ob man wohl in Chur jene innern Parallelen witterte und deshalb mit dem Beifall kargte?

„Glücklicher (als mit seinem Roman) erging es Tester“, wie jener Zeitgenosse weiter berichtet, „mit manchen Zeitungsartikeln, die er hie und da, wenn sein Herz mit der rabies politica angefüllt war, in hiesige Blätter einrücken ließ.“ Sie fanden allgemeinen Anklang, allgemeine Zustimmung. Hier waren seine Auslassungen über Landesangelegenheiten allerdings besser angebracht als dort. Über die Ausdehnung dieser Mitarbeit läßt sich gar nichts feststellen. Weder Zeichen noch Initialen sind irgendwo in den in Frage stehenden Blättern vorhanden, die Anhaltspunkte böten für Testers Autorschaft; dazu war er zu bescheiden.

Ein Charakter von ausgeprägter Originalität, sprudelnd von Humor und scharfem Witz und doch eine durch grundfeste Selbständigkeit tiefe Natur, war Tester der Mittelpunkt eines aufgeweckten Kreises. Röder, Follen, Völker hielten sich an ihn. Überall war er gern gesehen und lieber noch gehört, eine unerschöpfliche Anekdotenquelle, ein lebenswürdiger Erzähler, nie boshaff, allem überlegen. Er ließ sich auch nicht suchen, sondern liebte gesellige Kreise, und ein dankbares Publikum freute ihn. In verdienter, freiwillig erwählter Ruhe brachte er die letzten Lebensjahre zu. Er starb im Jahre 1855. — —

So verschieden die äußern Lebensumstände Georgs von Bawier und Christian Testers gestaltet sind, so entschieden sind die beiden verwandte Menschen, weniger verwandt vielleicht in der allgemeinen Anlage ihrer Charaktere, die ja mehr oder weniger dem Einfluß ihres Lebensmilieus unterliegen konnten, als vielmehr verwandt in ihrem Wesen, das sie zur gleichen Lebensanschauung sich entwickeln und reifen ließ. War der eine der weltläufige Edelmann, den es nicht zu Hause litt, der die reichen Erfahrungen langer, fremder Wanderjahre fast verschwendete, war der andere der schlichte Bauernsohn, der pfahl-

bürgerhaft der heimatlichen Kleinstadt treu blieb und, angesteckt von ihrer Enge, ungescheut an der chronique scandaleuse, die jene Mauern umfaßten, seine Kräfte übte, beide hatten sie einen gesunden Blick für die menschlichen Schwächen und den ergebenden Willen, dem allgemeinen Wohl dienstbar zu sein. Beide sind zur nämlichen weitherzigen Bescheidenheit gelangt, die so erquickend aus ihrem Wesen spricht als Zeuge ihres innern Friedens, ihrer innern Freiheit. Und wenn Tester in Junker Hannß den Großen dieser Erde Vorbehalte macht zu ihrer Größe in Worten, die so wahr als ungewählt gesetzt sind, wie nah steht er darin Bawier:

„Was Du auch sein magst, Du, der Du Dich zu den Großen der Erde zählst, laß es Dir gesagt sein: wenn die Menschen vor Deinen Augen wüstes Zeug treiben dürfen, sowie auch, wenn sie in Deiner Gegenwart nicht munter und fröhlich sein können: beides ist ein sicheres Zeichen, daß Dir noch gar viel fehlt zur wahren Größe, zum Adel des Geistes.“

Georg von Bawier und Christian Tester, beide hatten etwas in sich von dieser wahren Größe, von diesem Adel des Geistes.

Christian Testers Schriften.

1. Elemente der Buchstabenrechnung. Zürich 1820.
2. Elemente der Buchstabenrechnung oder Vorbereitung auf das Studium der allgemeinen Geometrie. Zürich 1826.
3. Leitfaden beim Rechnungsunterricht in den bündnerischen Volksschulen. Chur 1832.
4. Das Buch vom Junker Hannes. Chur 1833.
5. a) Sammlung von Rechnungsaufgaben oder Vorlegeblätter für den Unterricht in Schule und Haus. Chur 1834. b) Schlüssel zu den dito. Chur 1834.

Georg von Bawiers Schriften.

1. Schneeflocken aus Graubünden. Düren 1835.
2. Ausgedehnte Mitarbeit an folgenden ausländischen Zeitschriften: a) Rheinisch-westphälischer Anzeiger, redigiert von Dr. Schultz; b) Allgemeine Unterhaltungsblätter, bei S. A. Wundermann in Hamm; c) Gemeinnützige und unterhaltende Rheinische Provinzialblätter, herausgegeben von Dr. J. Höggerath, Oberberggrat und Professor in Bonn.

Die Brüder Christ.

Die Brüder Christ.

Die mittleren dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts waren für die alte rätische Kapitale Chur Jahre heftiger innerer Fehden, die die bürgerliche Intelligenz mit dem alteingesessenen Patriziat ausfocht. Es ging um das Regierungssystem, das sich ein durchaus mittelalterliches Gepräge bewahrt hatte, nach außen und nach innen. Eine ihrem innersten Wesen nach konservative Bevölkerung war weit davon entfernt, in den herrschenden Zuständen etwas längst Verflissenes zu sehen, oder gar gegen eine alte Ordnung Einspruch zu erheben. Vielmehr waren auch in Chur gerade Bewegungen in entgegengesetztem Sinne zur Geltung gelangt, hatte doch noch um 1814 die Vereinigungsverfassung (mit der Schweiz) ernste Anfechtungen zu erfahren gehabt, und wiegten sich doch noch die sogenannten Altbündner in den schönsten Träumen eines „unabhängigen“ Graubündens des vergangenen Jahrhunderts. Hoch und niedrig waren im Bedürfnis einig, das neue Geschehen in die alten Formen einzupressen und so kam es vor, daß man bei der zimmerlichen Ängstlichkeit vor allen Neuerungen in Graubünden selbst an aufgeklärter Stelle den Untergang der Eidgenossenschaft nach Vorgängen wie der Aufhebung der Klöster im Aargau für unabwendbar hielt.

Es war aber nicht allein die Regierungsform, die früher oder später einem Neuaufbau zu weichen hatte. „Nicht die Kleinheit unserer Verhältnisse, — denn ich diene zum Beispiel mit Lust und Teilnahme an unsern Armen- und Schulverwaltungen und sehe nichts für gering an, was auf wahres Menschenwohl, sei es auch nur Einzelner, und auch noch so weniger, Bezug hat, — sondern die Elendigkeit des dieselben beseelenden Geistes macht mich . . . öffentlichen Geschäften so abgeneigt . . .“, schrieb J. Fr. v. Tschärner zu dieser Zeit an

einen Freund in Bonn; Tscharner, der jahrelang in allen Zweigen öffentlichen Lebens gewirkt hatte und das Gemeinwesen als solches trotz mannigfacher Einblicke in die schwerfällige, mit tausend überflüssigen Teilen versehene Staatsmaschine stets seines unerschöpflichen Wohlwollens versichert hielt. Also auch der belebende Funke der neuen Zeit hatte in das dunkle, kalte Churer Zunftsystem noch nicht hineingeleuchtet und -gezündet. Doch er begann zu glimmen, als die strenge städtische Zensur im Jahre 1833 den Zeitungen die Rubrik für innere Angelegenheiten zu öffnen sich anließ. Diese Großmut mußte das alte Regime mit seiner eigenen Existenz bezahlen. Es vergaß mit Zufällen zu rechnen, — wenn anders man es einen Zufall nennen darf, daß Konservatismus zwar eine schöne Sache ist, daß aber auch der Freisinn sich guter Seiten nicht entschlägt —, es vergaß, daß es Leute in Chur gab, die nicht Zeit ihres Lebens am Ort gesessen waren, unruhige Elemente, die dem landesüblichen Gebaren sich entfremdet hatten. Kurz: schon im nächsten Jahre waren Köpfe an der Aufklärungsarbeit.

Die ersten, schweren Angriffe gingen von einem Manne aus, der die Welt gesehen hatte und sein Heimatstädtchen liebte. Sein Gesicht war auf große Züge eingestellt. Das Augenmaß für Krähwinkel hatte er verloren; denn es fehlte ihm überhaupt der Sinn für Spaß. Er wollte für die Stadt das Gute und suchte erst mit tiefem Ernst, es zu zeigen. Allein, sein Denken flog zu hoch. Man verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Da führte ihn sein Interesse zur Empörung. Er sammelte seine Kenntnisse und Fähigkeiten und statt sie für das gute Ziel einzusetzen, richtete er sie gegen die bestehende Ordnung. Gequält vom Mißverhältnis zwischen seinem weiten Gesichtskreis und der Engherzigkeit seiner Mitbürger verfehlte er den Ton des Angriffs. Sein Kampfmittel wurde die Satire, eine Waffe, deren Gänge ihn selbst schlagen sollten.

J. P. Christ gab nur den ersten Anstoß zum Umsturz. Die eigentliche Umgestaltung führten andere, vor allen Ludwig Christ, sein Bruder, wenig Jahre später in einem kleinen Staatsstreich durch. Sie hatten leichtes Spiel; denn nur die ersten Worte des Herolds blieben unverzihen, nicht die Tatsache der Umgestaltung. J. P. Christ war das Opfer; und wieder war weniger

die Tatsache des Aufruhrs als der Geist, der ihn beseelte, das Verhängnis.

J. P. Christ und Ludwig Christ entstammten einer reichgliedrigen, angesehenen Bürgerfamilie, deren Stolz es war, die Stadt mit tüchtigen Menschen zu beschenken. Vater Christ bekleidete das Amt eines Organisten an der Martinskirche und städtischen Oberst-Zunftmeisters, wirkte an der Kantonsschule als Gesang- und Musiklehrer, war auch sonst musikalisch regsam und sogar kompositorisch tätig. Seinen vier Söhnen ließ er weiten Spielraum zur Entwicklung, zwei starben, fern der Heimat, jung, in ehrenvollen, ja glänzenden Stellungen, der erste und der dritte; der zweite und der vierte fanden den Weg in die Heimatstadt zurück, dank ihrer Fähigkeiten, wie es schien, dazu berufen, dort in den Auffassungen der Bürgerpflicht als ergebenes Spießertum Remedur zu schaffen. Die Heimat strafte dieses Unterfangen, aber dankte schließlich.

Johann Paul Christ

(1786—1844.)

Geboren im November 1786, rutschte Christ auf den Schulbänken mit Leichtigkeit alle Stufen aufwärts und trat nach beendeter Schulzeit in ein Berner Handelshaus. Der Kontorbetrieb schien ihm jedoch wenig zuzusagen, und so trat er mit sechzehn Jahren als Freiwilliger ins französische Heer ein — die Verträge für die Heeresfolge geboten über Tausende von jungen Schweizern. Er sah in diesen Diensten eine höhere Schulung, die Möglichkeit, Geist und Körper zu üben, Wissen und Wollen zu mehren und zu festigen, zur Persönlichkeit sich auszugestalten, und nicht die Gelegenheit, die Leidenschaften auszutoben und die Lebenskraft in Ausschweifungen zu verschwenden. Christs vorzügliche äußere und innere Haltung mußte ihre Früchte tragen. In den verschiedenen Feldzügen unter Konsul und Kaiser blieb seine Tüchtigkeit nicht unbenutzt. Nach und nach wurde er zum Hauptmann befördert

und gelangte überdies besonderer Verdienste wegen in den Besitz des Kreuzes der Ehrenlegion. Über Einzelheiten seiner Kriegserlebnisse ließ sich Christ später selten aus, und so steht nur in großen Zügen fest, daß er mit Napoleons Armeen in Spanien und in Rußland war und insbesondere den Rückzug über die Beresina miterlebte. Treuergeben der Person und Sache seines Kaisers, gab er dieser Gesinnung Ehre und quittierte nach der Abdankung in Fontainebleau den Dienst, ungeachtet er bei wenig längerem Verweilen sich die doppelte Pension gesichert hätte (1814). Doch begehrte er noch nicht, die lehrreiche Fremde mit der stillen Heimat zu vertauschen. „Sein Sinn stand in die Weite.“ Das Ziel war die neue Welt: Amerika. Ein Lustrum verbrachte er in Baltimore an einer großen Tageszeitung. Er hielt in diesem Land der unbegrenzten Freiheit, dessen Entwicklungsfähigkeit er ahnte, die Augen weit geöffnet, und sein Blick für die Erscheinungen des Lebens klärte sich an den gesunden, reichen Quellen eines jungen, vorurteilsfreien Staatswesens. Doch schon im Jahre 1819 verließ Christ Land und Stellung, um in der Heimat sein Auskommen zu suchen.¹ Zunächst widmete er seine Kenntnisse und Kräfte dem Fremdsprachenunterricht an der Kantonsschule — er hatte sich auf seinen Fahrten vier Sprachen angeeignet: Französisch, italienisch, Spanisch, Englisch —, ein Feld der Tätigkeit jedoch, das ihm auf die Dauer nicht zusagte. Er vermochte seine Gewohnheiten nicht in Einklang zu bringen mit der Vorschriftenmasse eines strengen Schulstaates, über deren Geltung ein eigenwilliger Kopf — Rektor Hold — eifrigst wachte, und verließ die Schule, ohne des weitern die Berechtigung solcher Differenzen einer genauern Beleuchtung zu unterziehen.

Christ verließ die Schule sorglosen Herzens in der Überzeugung, daß sich seinen Fähigkeiten wohl ein Weg zu sicherer Existenz eröffnen würde. Wirklich schien es, daß er sich damit keiner Täuschung hingeeben. Und doch war seine Handlungsweise ein Trugschluß. Wohl hatte er sich der einseitigen Kritik eines Mannes entzogen, aber nur, um sich der noch viel

¹ Die Zeit deckt sich mit der des Todes seines ältesten Bruders J. B. Christ; doch ist seine frühe Rückkehr mit diesem Todesfall nicht in sichern Zusammenhang zu bringen.

engherzigeren einer ganzen Kleinstadt auszusetzen. In Wahrheit hatte ihn auch nicht die Kritik dieses einen Mannes fortgetrieben: er fürchtete die Erkenntnis der Tatsache, daß seine weltweiten Begriffe sich den heimischen nicht mehr anpassen konnten. Er floh im Grunde vor sich selbst.

Nun verlor sich Christ für Jahre in eine allgemein-ziellose Betriebsamkeit. Er zersplitterte seine Lebenskräfte in einer Unmenge von Einzelverpflichtungen, teils indem er in der Ausübung von Advokaturgeschäften seinen ökonomischen Rückhalt zu finden bestrebt sein mußte, teils indem er in der Bekleidung von städtischen Ämtern und Ämtchen sein Bedürfnis, dem allgemeinen Wohl dienstbar zu sein, zu befriedigen suchte. Die letzteren verhalfen ihm zu allerlei merkwürdigen Einblicken in das städtische Verwaltungswesen. Die Mitgliedschaft im Großen Stadtrat öffnete ihm vollends die Augen über die sträfliche Rückständigkeit im innern Betrieb. Christs ganzes Wesen, seine reichen Erfahrungen in fremden Ländern waren mit ihr in Widerspruch. Doch interne Gegnerschaft führte zu keinem Ende. Sie war nur geeignet, seine privaten Angelegenheiten Angriffen auszusetzen. Da sollten sich die Dinge nach einer ganz besondern Seite wenden.

Im Jahre 1833 geschah jener leichte Zensurrückzug. Ungefähr zur gleichen Zeit ließ sich Christ vom Verleger Otto zur Mitarbeit gewinnen an der „Churer Zeitung“. Er beschränkte sich anfangs darauf, durch Übersetzung ausländischer Berichte zeitgemäße Fragen darzustellen, ernstlich gewillt, die Vaterstadt mit neuen Ideen vertraut zu machen, ohne indessen Rückschlüsse zu ziehen. Als er aber nach Verlauf eines Jahres die ganze Leitung jener Zeitung in die Hand nahm, wurde seine objektive Stellung Illusion. „Der Geist des Blattes wird freisinnig sein“, bekannte Christ aufrichtig und hielt fest an dieser Stellung; er lieb ihr seinen ganzen Fortschritts- und Freiheitsinn. Er griff die schwachen Stellen der heimatlichen Institutionen an und glaubte ehrlich, sie in ihrem Interesse anzugreifen. Dieses Vorgehen blieb nicht ohne Folgen. Mehr und mehr geriet er in einen Strudel gehässiger, kleinpolitischer Verwicklungen, die ihn, choleric, wie er veranlagt war, um den guten Humor brachten. Der sachliche Angriff wandelte sich zum

persönlichen. Der Disput über Anschauungsdifferenzen wuchs sich zu unnützen Zänkereien aus. Christ gab die Redaktion des Blattes auf, und die nächste war beeilt zu versichern, „Tagesneuigkeiten und andere wichtige Ereignisse . . . ohne Zusatz eigener Ansichten“ verkündigen zu wollen. Weiter aber wirkten jene Streitigkeiten auf Christs Privatleben lähmend zurück: sie erschütterten seine ökonomische Grundlage, die sich immer kritischer gestaltete, denn Christ hatte kein Geschick für Geldfragen und erfreute sich in keiner Weise eines haushälterischen Talents. Je mehr der Gegensatz zwischen seinen Ansichten und denen seiner Mitbürger zum Ausdruck kam, desto mehr verschärfte sich seine bedauernswerte Lage, für deren wahre Natur er gar keinen Begriff hatte. Völlig überrascht stand er im Jahre 1836 vor dem geschäftlichen Ruin. Er mußte diesen Schlag um so tiefer empfinden, als er daran gewohnt war, seiner Familie — Christ hatte sich ziemlich spät (1828) mit einer jungen Zürcherin verehelicht, die ihm fünf Söhne gebar — ein besorgtes Haupt zu sein, ein liebevoller Vater, ein ritterlicher Gatte. Gezwungen, sein Haus in Chur zu veräußern, zog Christ nach Zürich in der Hoffnung, seine Verhältnisse wieder konsolidieren zu können. Soweit kam es nicht.

Seit der Arbeit an der „Churer Zeitung“ hatte Christ seine wirre Kräfteaufteilung umgrenzt und sich bestimmten Zielen zugewandt. Er fühlte sich berufen, auf die langsame Erneuerung des veralteten Systems — um mit einem Wort Apparat und Funktion zu bezeichnen — hinzuwirken. Bald erschwerten ihm kurzsichtiger Unverstand, kleinliche Besorgnis um alte Gewohnheiten, Mißtrauen und Übelwollen die verdienstvolle Absicht. Als er einsah, daß seine ernstesten Bemühungen um die Neugestaltung und die Neubelebung scheiterten, Bemühungen, denen er seine persönlichen Interessen untergeordnet hatte, überließ er sich der Wohltat eines großen Zornes und bereitete im stillen einen großen Feldzug vor, einen prinzipiellen Generalangriff auf das „System“. Tat wurde dieser Angriff gleichzeitig mit Christs materieller Krise, im Frühjahr 1836. Ob er wohl unterblieben wäre, wenn Christ seine schlimme Lage klar erkannt hätte?

Die Form des Angriffs war eine kleine Schrift von hundert Seiten: „Die Wolfsjagd; Ein Sittengemälde aus Neuabdera.“

Kein Gemälde, eine Karikatur;² wenn auch das Eigenwerk der Karikatur, das Körnlein Wahrheit, hier mehr als nur ein Körnchen war.

Das stoffliche Motiv der Wolfsjagd ist sehr dünn. Vor der Stadt Neuabdera sichtete man Wölfe. Die Schreckenskunde stiebt durch alle Gassen und Winkel. Machtaufgebot sämtlicher verfügbarer geistiger und technischer Valenzen Neuabderas, der Gefahr zu steuern. Die Erscheinung vor den Toren schrumpft schließlich in einen harmlosen Hund zusammen, der seinen Wissensdurst nicht innerhalb der Tore stillen können.

Um an diesem dürftigen Vorgang die Schwächen eines ganzen kleinen Staates aufzudecken, bedurfte es überlegener Fähigkeiten. Christ verfügte über solche. Er gruppierte den Stoff um drei Pole: das allgemeine öffentliche Leben, niederes Bürger- und Beisäbendasein; die Hochschule von Neuabdera, den Sitz geistiger und religiöser Hierarchie; den Senat von Neuabdera in seiner schrankenlosen Funktionsintensität als oberste Behörde und Gericht, das verkörperte „System“, seine soziale und politische Hochburg. Auf Grund des Wolfsberichts löste er die fragwürdigen Qualitäten dieser neuabderitischen Gesellschaftskomplexe kunstvoll in Handlung auf.

Dem gelassenen Benehmen der Bürgerschaft, die sich vertrauensvoll dem obrigkeitlichen Schutz und Schirm überläßt, steht die etwas originellere Empfangnahme der Botschaft an der Hochschule gegenüber; männiglich sucht das absonderliche Ereignis auf seine, vielleicht wunderliche Weise (Rektor Hold, die Stunde der Vergeltung ist gekommen!) auszulegen. Der Theologe insbesondere ist um vorschnelle Schlüsse nicht verlegen. Jurist und Philologe wissen sich immerhin nicht soweit zu fassen, daß eine böse Zunge nicht noch ganz empfindliche

² Eine satirische Darstellung unerquicklicher Verhältnisse hatte Chr. schon einmal in dem in Zürich (1829) in französischer Sprache erschienenen „L'athlète du Barreau“ unternommen. Dort handelte es sich um die Praktiken einer einflußreichen Churer Gerichtsperson. Das Heft behielt die seiner Unwürde angemessene Bedeutungslosigkeit. Außerhalb Chur kannte man den Stoff, innerhalb die Sprache nicht.

Blößen zu konstatieren hätte. (Verfasser ist nicht aufgelegt, dergleichen zu versäumen.) Andere Glieder des Lehrkörpers machen sich durch Ignoranz bemerkbar.

Der Senat seinerseits schwitzt Blut, vom strengen Schicksal zu ernstem Fähigkeitsausweis herangezogen; es gilt, die behördliche Staatskunst auszuüben. Reden und Räte fließen, die die Beratung merklich hindern. Es fehlt nicht an beachtenswerten Zwischenfällen und geeignet eingeschobenen Erholungspausen, erstere meist, um Formfragen zu erledigen, letztere, um sich des Daseins zu erfreuen. — Resultat: Anordnung einer bürgerwehrliehen Expedition.

Auf den aussichtsreichen Dächern und Giebeln von Neudabdera folgen Volk und Senat dem Verlauf der Ereignisse. Die Hochschule stellt den Historiographen, der den Gang der Dinge mit der Feder festzuhalten hat. Das bewaffnete Kontingent, vor dem Auszug von einem patriotischen Senatsmitglied in edeln Worten zu Taten angefeuert, weicht vor der Wolferscheinung stadtwärts. Ein Mann bleibt auf der Walstatt.

Der Senat nimmt seine ratlose Beratung wieder auf, wird aber — ein palastrevolutionäres Intermezzo wirft auf Räte und Rathausbeamtete ein etwas sonderbares Licht — durch das plötzliche Eintreffen jenes geopferten Sergenten mit jenem Wolf als Hund an sicherer Leine — der Aufruhr des Moments läßt die Grenzen des Wahrscheinlichen in nebelhafter Ferne — seiner Aufgabe glücklich überhoben. Hochschule und Volk nehmen von den Begebenheiten auf ihre Weise Akt. —

(Die Sitzungen des Senates bilden den geistigen und materiellen Mittelpunkt der Darstellung.)

Es ist kaum ein Begriff zu geben weder davon, mit welcher ausgeprägter Form- und Federgewandtheit — Christ galt überhaupt als guter Schreiber — in der Wolfsjagd einer stillen Wirklichkeit bis in alle Einzelheiten hohngespröchen wird, noch von den schlagenden Effekten, die daraus resultieren. Es ist ja auch nicht von Bedeutung, diesen Qualitäten nachzugehen; dem nicht sie bilden den Sonderreiz des Buches. Dieser Sonderreiz liegt einzig in der zwar auf eine kurze Zeit beschränkten, aber für diese Zeit ungeheuren Aktualität.

Neuabdera war das weltentrückte Chur um 1835. Das Bild bedurfte keiner Auslegung. Man erkannte sich und den Kreis seines Lebens. Jeder lachte heimlich bis an die Stelle, wo er sich selbst begegnete. Da allerdings war es mit dem Scherz zu Ende. Öffentlich lachen durfte auch das kleine Häufchen verschont gebliebener Ergebener nicht; denn die Wut bei Bürger und Behörde war furchtbar. Man war im Heiligsten verletzt.

Allen voran war der Stadtrat von Chur gewillt, ein Vergehen gegen seine Amtsehre zu ahnden, abgesehen von den vielen Injurien gegen öffentliche und private Persönlichkeiten. Gegen Christ, der damals schon in Zürich war, wurden die Gerichte angerufen, die, teilweise selbst Gegenstand und Urbild der neuabderitischen Gerichtsbarkeit, dem Angeklagten nicht übermäßig wohlwollend gegenüberstanden. So wurde er, den seine äußere heikle Lage wohl schon sehr bedrückte, noch — in contumaciam — gerichtlich schwer verurteilt. Nun kam Christ auf die unglückliche Idee, diesem begreiflichen Schritt der Abwehr auf seine Weise zu begegnen. Er schrieb ein „Seitenstück zur Wolfsjagd: Ex officio in Neuabdera“, nicht mehr eine Witz und Geist sprühende Satire, sondern ein Pamphlet voll Haß und voll Verachtung. Darin beging er verleumderische Ausfälle gegen das bündnerische Gerichtswesen, die gewiß einer realen Grundlage in weitem Maße entbehrten (doch dürften einige ingrimmige Ergüsse gegen das Muckertum auch heute noch auf Verständnis stoßen), gegen die Churer Aristokratenwirtschaft, deren er schon in der Wolfsjagd nicht besonders glimpflich gedacht hatte. Am Schluß des Bändchens kündete Christ den Druck folgender Manuskripte an: Ex officio in Neuabdera, in den eliseischen Feldern, eine Posse in einem Aufzug; Der große Diplomat in Neuabdera, eine Posse in zwei Aufzügen; Der Wolf im Schafspelz oder Die Mucker, eine Posse in zwei Aufzügen. Auch in zürcherischen Zeitungen brachte Christ seine Anfeindungen vor gegen die Heimatstadt. Die Quelle dieser Schmähschriften lag wohl nicht im Zorn gegen die vaterländischen Zustände. Sie lag tiefer. Sie quoll aus dem bitteren Schmerz über die eigene Hilflosigkeit. Als alternder Mann war Christ vor die Aufgabe gestellt, sich und seiner Familie aus dem Unglück aufzuhelfen, deren Lösung ihm

bedenklich schwer fiel. Sie wurde ihm nicht leichter, als er sich durch unbedachtsame Äußerungen immer mehr einflußreiche Männer zu Feinden schuf.

Diese Feinde ruhten nicht. Nach dem Erscheinen des „Seitenstücks zur Wolfsjagd“ beruhigte man sich nicht mehr mit einer Bestrafung „in contumaciam“. Man belagte Christ persönlich. Es kam zu einer Reihe von Prozessen vor bündnerischen und zürcherischen Schranken. Ihr Ausgang im Jahre 1839 war eine harte Verurteilung Christs zu Geld- und Gefängnisstrafe und zum Entzug aller bürgerlichen Ehren.

Dieses Urteil war das erste Ergebnis eines Kampfes zwischen Heimatenge, die den Moderstaub von Jahrhunderten schützen wollte, und Weltweite, die Keimlinge neuer Zeiten fand und setzte. Die Heimat siegte scheinbar und die Setzlinge drohten im Staube zu ersticken. Doch die Keime sproßten mächtig und gediehen — denn es gab Arbeiter, die ihrer pflegten — und die Saat gewann an Boden.

Christ, der, gebrochen in der Gesundheit, der ökonomischen Lage und der gesellschaftlichen Stellung, in Chur ein zurückgezogenes Leben führte, litt schwer unter der Härte seines Schicksals. Nach wenigen Jahren erlöste ihn der Tod. Er starb im Jahre 1844, wohl ohne Ahnung, daß seine Söhne seinem Namen den alten Glanz zurückgewinnen sollten. Er starb aber mit der Genugtuung, schließlich über seine Hauptgegner gesiegt zu haben. Das System, die Junkerwirtschaft und das Priesterregiment, waren durch Christs Bücher dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen und verloren jeden Halt. Dies war ein weiteres Ergebnis jenes Kampfes. Die freisinnigen Ideen, die Christ verkündet und verfochten hatte, nahmen überhand und wurden die Grundlage für eine Neugestaltung der Dinge. Die frühern Machthaber fielen ihren veralteten Ideen zum Opfer, wie Christ seinen noch zu neuen sich geopfert hatte. Durchgeführt wurde die Umgestaltung von seinem Bruder:

Ludwig Christ

(1791—1876.)

Ein Eingriff, der für J. P. Christ Lebenszweck und Lebensziel gewesen, der ihm Sein oder Nichtsein bedeutet zu haben schien, war im Leben Ludwig Christs eine Episode; nicht daß Ludwig Christ eine so viel großartigere Natur gewesen wäre, nein, nur hatte ihn das Leben zu einer ganz anderen Wertung des Geschehens geführt.

Ludwig, sieben Jahre jünger als Johann Paul (geboren 1791), war der jüngste Sprößling der oberstzunftmeisterlichen Familie. Er erfuhr als Knabe die gleiche Schulung wie sein Bruder, trat dann aber, um den Anwerbungen Bonapartes auszuweichen, in piemontesischen Dienst ein. Nicht für lange Zeit; denn er fühlte sich zu höhern Studien hingezogen. Auf der Kantonsschule in Chur suchte er sich für diese vorzubereiten. (Wann Christ nach Chur zurückgekehrt, entzieht sich der Ermittlung: im Winter 1811 ist er in den Verzeichnissen als Schüler der obersten Klasse aufgeführt.) Dann wandte sich Ludwig Christ nach Berlin, um sich an der dortigen Universität „der Philosophie und des Rechtes zu befleißigen“. Erst nach acht Studienjahren kehrte er wieder in die Schweiz zurück.

Ludwig Christ wuchs in Berlin unter den Eindrücken der Befreiungskriege zur Persönlichkeit. Ein Zentralerlebnis formte sein Denken: Einigkeit macht stark und frei. Sein Denken schärfte er an der Logik Hegels, zu dessen Füßen er staunend und bewundernd saß. Die Einwirkungen der Berliner Jahre waren für Christs Bildung ausschlaggebend; sie drangen in sein Innerstes, und Christ gab sich ihnen völlig hin. Was er vom Leben sah und hörte, vertiefte er durch philosophische Studien. Aber das „Sehen“ war ihm in jenen bewegten Jahren doch das Wichtigste. Christ sah so hell, und das Gesehene hatte auf ihn eine so intensive Rückwirkung, daß er nach und nach ganz von jenem Zentralerlebnis beherrscht wurde. Am Ende seiner Studien stand er hinter einer vollständig abgeschlossenen Entwicklung. Einseitig erfüllt von jener politischen Idee der Einigkeit, der sich alle seine andern Lebensinteressen unterord-

neten, verließ Christ zu Beginn der zwanziger Jahre die Hochschule.

In der Heimat machte er sich ungesäumt an die Arbeit, um seine Ideen auch praktisch zu vertreten. Er fand dafür in mehrfacher Weise Ausdruck, real und ideal: ideal, in seinen mannigfachen poetischen Erzeugnissen; real, indem er sich mit der Vollkraft seiner besten Jahre ins politische Getriebe warf, erst noch mehr als Ratgeber, denn als Mitkämpfer. In der Folge wurde er auf diesem Gebiete ungemein regsam für sein Ziel, dessen Einheitlichkeit sich in seinen Leitsätzen widerspiegelte, deren einer um 1820 auf „Einigkeit ist alles“ lautete und vierzig Jahre später in der Fassung „Gerecht, einig und frei“ (jedesmal am Kopfe einer Zeitungsunternehmung) verdienstvoll weitervegetierte. Christs Fähigkeiten blieben eben, von jenem Einigkeitserlebnis völlig absorbiert, ohne innere Entwicklung. Mit dreißig und mit achtzig Jahren war Christ in seinem Denken und Handeln ganz der nämliche. Er fühlte diesen innern Stillstand; doch wurde er sich dessen Natur nicht bewußt. So suchte er durch äußere Geschäftigkeit dem Leben höheren Wert abzurufen, einem weiteren seiner kernigen Leitsätze gemäß: „Der Tätigste und Lebendigste ist der Vernünftigste.“

Ludwig Christ begann seine wechselvolle praktische Laufbahn mit dem „Schweizerischen Volksblatt“ in Zürich (1821). Dies Blatt sollte ein politisches Blatt sein, „den allgemeinen Charakter einer liebevollen Aufmunterung“ zur Bildung und Aufklärung tragen und nur „das große, gemeinsame Heil unseres *vereinigten* Volkes ins Auge fassen“. Doch dieses Heil hielt ihn nicht lange in Atem, nach einem halben Jahre überließ er das Volksblatt seinem Schicksal, um in seiner Vaterstadt des Berufes seiner Studien, der Advokatie, zu warten. Nebenher schenkte er seine Aufmerksamkeit dem bündnerischen Milizwesen. In seiner Eigenschaft als Kreishauptmann fühlte er den Drang in sich, Offizieren und sämtlichen Mannschaften ein Gedicht zu widmen, das „Schlachtlied der Graubündner auf der Malserhaide“, ein Zeuge von heißem Patriotismus. (Später erfuhr Christ eine weitgehende Beförderung bis zum Oberstleutnant im schweizerischen Generalstab.) Es lag in der Natur seines Berufes, daß Christ auch mit den öffentlichen Angelegenheiten

Führung bekam, und es war ihm stets eine Freude, sich dem Gemeinwohl dienstbar zu erweisen und für dessen Förderung das Seine beizutragen. Als nun sein Bruder in den dreißiger Jahren jenen Feldzug gegen das System eröffnete, trat er ihm durchaus nicht in unbedingte Gefolgschaft, denn er war wohl mit Eifer dabei, für Neuerungen einzustehen, nicht aber gegen das Bestehende zu revoltieren. Diesem Eifer für Verbesserungen gab er in den Tageszeitungen unverhohlenen Ausdruck, aber er hütete sich wohl, durch Übereifer der guten Sache zum Schaden zu gereichen. Und doch hatte seine behutsame Aufklärungsarbeit wohl auch ihre Wirkungen, nicht zerstörende, aber ausgleichende und verbindende. Zwar geriet er mit J. Fr. von Tscherner, Bürgermeister und Rechtshistoriker aus Passion (dem es schwer fiel, sich an seinen Doppelgänger in der Wolfsjagd zu gewöhnen), wegen Verfassungsfragen heftig aneinander (Die „Bündner Zeitung“ war das Kampffeld); doch konnte man sich beiderseits soweit beherrschen, daß man nicht in die Streitursachen eines J. P. Christ verfiel. Im übrigen gewann Christ viele Sympathien und selbst das Vertrauen einiger Ratsmitglieder. Ihnen hatte er es zu verdanken, daß er eines Tages als Chef der städtischen Kanzleien erwachte. Ein Christ als Stange im System! Welch ein System des Niedergangs! Nicht für Christ, für das System. Dieser Niedergang, einmal angebahnt, wenn auch unter großen Opfern, vollzog sich rasch. Es war für Ludwig Christ kein großes Wagnis mehr, wenn er, um die Vorerfolge seines bedauernswerten Bruders auszubeuten, mit Gesinnungsfreunden vor und hinter den Kulissen einen kleinen Staatsstreich unternahm durch Herbeiführung einer gründlichen Verfassungsrevision, die der neuen Zeit ihr Recht einräumte. So geschehen im Jahre 1839. Nun hieß es, die Erfolge zu behaupten. Dazu boten die Zeitungen die Hand. Christ wählte die „Bündner Zeitung“ als Sprachrohr und übernahm, als eine übelwollende Opposition seine Amtsführung als Kanzleichef beanstandete, indem sie ihm „Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit“ vorwarf, kurzweg ihre Redaktion und ließ Amt Amt sein. Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Verleger Benedikt beeinträchtigten die Durchführung seiner aggressiven Pläne. Die Herren trennten sich (1841). Christ gründete eine eigene Zeitung,

der er den schönen Namen „Der Morgenstern“ verlieh. Er versprach sich viel von diesem Unternehmen und paßte dieser Hoffnungsfreude das stolze Motto für den Kopf des Blattes an: „Schlicht, wahr und eidgenössisch.“ „Das nähere vaterländische Verständnis“ zu wecken, darum war es ihm zu tun. Nicht für Diplomaten und Gelehrte, sondern für das „gemeinsame Bündnervolk“ wollte er geschrieben haben. Doch die Bahn dieses „Morgensterns“ schien eines gesicherten Fundamentes zu ermangeln. Wenigstens ging der Stern ein Jahr nach seinem Aufstieg unter, um nicht wieder zu erscheinen, während Christ genötigt war, sich nach auswärts zu verdingen (Malkontente verbargen ihre Genugtuung darüber nicht); er wurde Verhörrichter in Glarus (1842—1856). Glarus wurde ihm und seiner Familie — er hatte im Jahre 1828 geheiratet — eine zweite Heimat. Vierzehn Jahre blieb er dort Verhörrichter. Dann gab er der Sehnsucht nach, wieder in der Vaterstadt zu wirken. Er nahm die Redaktion der neugegründeten „Rheinquellen“ in die Hand, die als Fortsetzung der eingegangenen „Churer Zeitung“ gedacht waren. Das Geheimnis, wer die Redaktionsgeschäfte leite — Christ hatte nicht öffentlich gezeichnet — war nicht lange Geheimnis; man erkannte in Chur recht bald, aus wes Geistes Urgrund diese „Quellen“ quollen und man erkannte auch, daß dieser Urgrund gut war und ging vom Erkennen zum Anerkennen über. Indessen, Christ fand nicht die Ausdauer für ein ersprießliches Arbeiten, und sein Blatt kam nicht zur erwünschten Entfaltung. Er verlor die Lust daran und nach drei Jahren ließ er es im Stich (worauf es sich nicht mehr lange halten konnte), da er sich in der „Glarner Zeitung“ ein dankbareres Arbeitsfeld ersehen zu haben glaubte (1860). Auch dieser Tätigkeit war er nach kurzen Jahren müde, was nicht erstaunlich ist, denn er war an Alter über das siebente Jahrzehnt hinausgerückt. Um so sonderbarer dürfte berühren, daß er, hochbetagt wie er war, eine Reise nach Amerika ausführte, nachdem er mit dem Rücktritt aus der Leitung der „Glarner Zeitung“ seine praktische Laufbahn für immer abgeschlossen. Leider unterließ er jede schriftliche Erläuterung darüber, aus welchen Gründen und mit welchen Zwecken er Nordamerika bereiste, wo er sich den Besuch denk- und sehenswürdiger Städte angelegen sein ließ. Die Bitten

seiner Söhne riefen ihn aus dem fernen Land nach Hause und er hörte auf den Ruf.

Mit dieser wechselreichen äußern Betätigung, die die natürliche Grundlage seiner Existenz war, sah Christ die Möglichkeiten nicht erschöpft, seine Ideen auf realem Wege zu beglaubigen. Insbesondere wuchs ihm die Erscheinung schweizerischer Verbrüderungsfeste sehr ans Herz, kamen sie doch seiner Sehnsucht nach „Einigkeit“ aufs anschaulichste entgegen und boten sie ihm weiter die Gelegenheit, auf breite Massen in viel unmittelbarer Weise als durch die Zeitung einzuwirken. Ein stets aktiver Drang belebte ihn, seine Einigkeitseiden auszuweiten, sie in Tat umzusetzen und, wo sie Tat geworden, deren Würde und Bedeutung wertzuschätzen. Wo immer in der engern Heimat eine historische Begebenheit oder eine Entwicklungsphase des erstarkenden Schweizerlands zu feiern war, Ludwig Christ war mit seinem Lied dabei, mitzufeiern, und mit seinem Wort, mitzureden; denn seine Zunge war geläufig, trotzdem er etwas zu sagen hatte. Christ war ein Festschweizer; doch von jenem sympathischen Festschweizertum, dessen Eifer der natürliche Ausdruck innerer Überzeugung ist. —

In feine Parallele mit dem realen fügte sich der ideale Lebensausdruck Christs. Es sind die poetischen Fassungen seiner gefestigten Erkenntnis. In diesen Gedichten aus allen Lebensperioden, frühen und ganz späten, liegt ein glänzender Beweis für eine früh nach bestimmter Richtung hin abgeschlossene Entwicklung. Der ersten und der letzten Konzeption liegt ein in nichts umgewandelter Kerngedanke zu Grunde. Und hier deckt sich die innere Ruhe und Sicherheit mit der äußern Form. Hier hat das Reagens der innern Stetigkeit, die Lebensbeweglichkeit, kein Gegenbild; es wäre denn, wenn man die formelle Aufmache des Bändchens dafür heranziehen würde, die in hochtrabenden — dieses Wort läßt sich nicht vermeiden — Widmungen, auch mehreren zugleich, und Vorworten besteht, wie den folgenden: „Den Enkeln der Telle, der Winkelriede und Schultheisse von Gundoldingen — weiß Namens und Standes!“ oder „Dem Genius der Frauen“.

Des Gottes voll, wie er aus Berlin zurückgekommen war, schrieb Christ, der Wucht seiner Ideen angemessen, ein histo-

risches Drama in fünf Akten, worin nicht der Dramatiker Christ — den gab es nicht — das Wort hatte, sondern der Vaterlandslyriker und Redner. Er hatte einen Stoff ergattert, der seinen Zielen wundervoll entsprach: Arnold von Winkelried, die Schlacht von Sempach. In diesem Drama bestürmte Christ die Schweizer von 1821, einig zu sein und die Freiheit als höchstes Gut zu achten, er bestürmte die Gesamtheit und den einzelnen, jene mit dem Beispiel des Schlachthaufens der Eidgenossen vor Sempach und mit dem Gegenbeispiel des herzoglichen Lagers, diesen durch das Vorbild Winkelrieds.

1. Akt. Das Haus Winkelrieds. Winkelried als Gatte, Vater, Bruder, Freund und Herr. Auf Grund der Kunde, ein feindliches Heer rücke gegen die Waldstätte, werden seine vaterländischen Tugenden ans Licht gerückt. Aufbruch zum Kampfe.
 2. Akt. In und um Sempach. Das Heerlager Herzog Leopolds. Siegesgewißheit. Eine Abordnung (darunter Winkelried) der Eidgenossen, die friedlichen Ausgleich anbieten soll, wird verlächt. Winkelried verweilt auf Wunsch des Herzogs, der ihn um Geld und Ehren für sich gewinnen will. Winkelried kennt seinen Weg und begründet ihn in einer gehaltvollen Ansprache über Freiheit, Gesetz und Recht.
 3. Akt. Verschiedene Stellen vor Sempach. Beiderseitige Vorbereitungen zum Gefecht. Übermut bei Österreich, Ernst und Gebet bei den Eidgenossen. Der Kampf beginnt. Winkelried erkennt die Vorteile des Feindes und drängt vor, eine Gasse in die Lanzenreihen zu brechen.
 4. Akt. In und um Sempach. Langsam wendet sich das Glück. Die Eidgenossen dringen vor. Mann für Mann müssen die Herzoglichen weichen. Winkelrieds Tat hat den Sieg bedingt.
 5. Akt. Das Haus Winkelrieds. Winkelried in den Siegsberichten; zuerst von einem greisen Freunde zu den Seinigen gebracht, werden sie von immer neuen Gruppen Heimziehender ergänzt. Jedem Krieger ist es eine Ehre, die Tat des Helden zu verherrlichen. Mit der Bahre des Toten kommen die Besten des Landes in das Haus und bringen den ehrenden Dank des Vaterlandes:

Ital Reding: So spricht das Vaterland zu Arnolds Witwe:

Ihr sollt nicht meinen, daß ich Euch den Toten

Durch *die* zurücke schick! Ich sende Euch
Den Lebenden in glänzender Gestalt.

Christ wollte Winkelried in jedem Schweizerherzen lebend wissen und hatte dazu mit seiner Neubelebung sich versucht. Jedoch mußte es auch seinem Eifer versagt bleiben, einen undramatischen Stoff zum dramatischen zu stempeln. Der schweizerischen Literatur war der Versuch nicht neu. Joseph Ignatius Zimmermann hatte schon eine „Schlacht bei Sempach“ (Basel 1779) inszeniert. Später war Johann Jakob Hottinger mit einem „Arnold von Winkelried“ (Winterthur 1810) hervorgetreten und C. L. Wurstemberger hatte eine „Schlacht bei Sempach“ (Bern 1819) für die Bühne bearbeitet. Nun war Christ so wenig wie seine Vorgänger berufen, aus der Bearbeitung dieses Stoffgebietes das ersehnte nationale Drama erstehen zu lassen. Dessen wurde er sich bewußt, als Beifall zu seinem „Arnold von Winkelried“ nicht laut wurde. Er gränzte sich darüber nicht und ließ es bei diesem einen Versuch bewenden. Da er seine Einigkeitsideale als unantastbares Gut hochhielt, sah er seinen Fehler lediglich in der Wahl der Form, ihnen Ausdruck zu verleihen. Christ entdeckte sein lyrisches Talent.

Nun hatte jenes Drama einen recht hohen Einsatz an poetischer Kraft verlangt, und so legte sich sein Schöpfungsgestüm merklich und lenkte in gemäßigte Bahnen ein. So wurde seine Lyrik nicht gerade übersprudelnd. Seine ersten lyrischen Versuche erschienen in Zeitungen und Zeitschriften von Chur, gute Reime über Heldentum, ein Weiterführen der Gedanken aus dem „Arnold von Winkelried“. Später vereinigte er seine Lieder in Sammlungen, deren Ausgabe in bedachten Abständen seine praktische Betätigung begleiteten. Diesem Gedichtbändchen gab er den Beititel: „Mein Dasein in Liedern!“ Wie Christs „Dasein“ nicht in politischen Interessen absolut aufging, so waren seine Lieder nicht allein der Ausdruck solcher Gedanken; nicht nur den Gedanken, auch den Gefühlen sollte sein Talent zugute kommen. Dieses Gegenüberstehen von Politischem und Unpolitischem setzte sich von einer Sammlung in die andere fort. Nur einmal (Gedichte, 1842) ordnete Christ den Stoff in Gruppen: Lieder der Andacht, Lieder der Liebe, Mannig-

faltiges, Gedichte in vaterländischer Stimmung. Es war der reichste Band und der einzige, in dem die politischen Gedichte nicht vorherrschten. Sonst ließ er bunten Wechsel walten in der Anordnung und reihte wahllos Festgedicht an Liebeslied, Naturbild an Romanze. Dieser Freude an einer Zickzacklinie des Gefühls fröhnte er auch in den „Gedichten aus Rhätien“, die er im Verein mit J. B. Bandlin (s. Kapitel 5) und Ganzoni (ein Bündner Dichter, dessen literarische Betätigung auf zehn Gedichte — frei oder unfrei nach J. G. von Salis-Seewis — beschränkt blieb) herausgab. Dort stellte er nicht eines jeden Werk in abgeschlossenem Zusammenhang, sondern würfelte Schöpfer und Schöpfung in formlose Folge.

Nach ihrem innern Wesen aber lassen sich Christs Gedichte in zwei Gruppen teilen, die der politischen Gedichte (die die größere ist) und die der unpolitischen. Die letzteren tragen durchgehend ein bedenkliches Merkmal: sie sind nicht ihrem innern Gehalt nach, nur nach ihrer Form Gedichte, Zeugnisse, mit welcher Leichtigkeit Christ Vers und Reim fügte. Aus der andern Gruppe spricht ein tiefes Erlebnis, das ein geweckter Kopf zu gestalten strebte.

Die Gefühle, denen die zahlreichen Liebesgedichte und Huldigungen an schöne Mädchen entströmt sind, finden sich oft zu einer großen Gesamtliebe für die Natur ausgeweitet. Sie umschließen Schönheiten der Heimat und der Fremde, des Landes und des Meeres, sie feiern das Wunderbare des Naturgeschehens und freuen sich ob allem, was es auf der lieben Erde gibt. Wie sie Liebe für die ganze Gotteswelt aufwenden, empfangen sie sie wieder im Erkennen:

Und Liebe schuf und löst die Schatten auf,
Ihr Strahlenbruch ist — die gesamte Welt!
Es sucht sie der Pflanze Blütenschein —
Es wogt die See und stürmt in Liebesdrang —
Den Erdengürtel hält ein Liebeszwang —
Die Liebe zieht zum Felsen ab den Stein —
Sie wirft die Welten in das ew'ge Feld
Und ew'ge Liebe schwingt den Weltenlauf!

Dieser Weltumspannungsdrang weckt die Betrachtung, wie wenig der einzelne zu bedeuten habe. Nur durch nützliche Arbeit schafft er sich Lebensberechtigung und Eintritt in die mensch-

liche Gemeinschaft. Je bescheidener er seine Arbeit tut, destomehr wird er sich innerlicher Werte freuen können. Er wird — hier schließt sich der Liebesgefühlskreis wieder — die Menschen lieben lernen, wenn dazu vielleicht auch eine schwere Schule nötig ist.

„Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht zu verachten.“

In dieses Goethe-Wort lassen sich eine ganze Menge von Christs Gedichten zusammenfassen, die versuchen, einen Weg durch das Leben zu bahnen und zu weisen. Wer Menschenleid erfahren mußte, wird am leichtesten „der Menschenliebe Ziel und Grund“ erkennen. Die beste Lebensschule geht durch Schmerz, für den Hochmütigen durch Elend. Dann entfalten sich innere Werte, positive Kräfte, die die Auffassung des Außenbilds der Welt abklären. Der Weltverächter wird ein Weltenschwärmer. — Dermaßen wäre die Welt zu reformieren, wenn man sich Mühe gäbe. Christ entschlägt sich der Mühe, einigen flatternden Einfällen nachzugehen. Es schwebt ihm Wichtigeres vor. Nicht das seelische Privatwohl des einzelnen, sondern das Wohl des einzelnen in seinen Verbindungen mit einem großen Ganzen und damit das Gesamtwohl überhaupt glaubt er fördern zu müssen. Das Leben der Gemeinschaft, der Staat, ist es, was ihn beschäftigt, und zwar ein freier, einiger Staat:

Ob Republik, ob Monarchie,
Es kommt darauf nicht an!
So nur des Volkes Rechte sie
Und Freiheit wahren kann.

Diese weitherzige Stellung charakterisiert die politischen Gedichte.

Das befruchtende Erlebnis zu ihnen reicht in die Berlinerzeit zurück. Entzündet hatte sich das Feuer wohl an der patriotischen Lyrik Preußens zur Zeit der Freiheitskriege. Es glimmte weiter und lohte auf, so oft in der Schweiz später die politische Luft in Bewegung kam.

Eine Linie der politischen Gedichte wächst aus dem „Winkelried“ herauf. Historische Motive führen die Beweise für den Wert der Einigkeit und Freiheit. Die Siege der alten Eidgenossenschaft sprechen schwerwiegende Worte. Taten geistes-

freier Männer bis auf die jüngste Zeit herab leisten in Versen Zeugnis. Schultheiß Neuhaus wird seiner offenen Worte wegen in achtzehn begeisterten Strophen gefeiert.

Diesen Mann im Schweizerland
Lasset hoch erleben!
Der uns allen wohlbekannt
Wie sein mutig Streben.

Denn:

Er enthüllt in rundem Ton,
Was dem Volke nütze,
Und vor List, Gewalt und Hohn
Seine Freiheit schütze.

Solchen Männern sind die Indifferenten gegenübergestellt. Die „Stillen im Lande“ werden gemahnt, sich für die vaterländischen Dinge zu regen. „Was lebt, nur das gedeiht!“ Das Vaterland ist berechtigt, auf den tätigen Anteil *aller* zu zählen. Auch die „Friedfertigen um jeden Preis“ sind nicht ideale Bürger, sie,

„Die schon dem Lebensrätsel dieser Zeit:
Ob Sklaverei — ob Freiheit soll bestehen?
Mit salbungreicher Wortgeschmeidigkeit
Bei Friedenshymnen suchen zu entgehen!“

Der Friede ist durchaus nicht etwas unter jeder Bedingung Wünschenswertes.

„Auch im Völkerleben
Muß Bewegung sein:
Ohne Kampf und Beben
Schleicht Fäulnis ein!“

Die Schweiz darf aber keines ihrer Glieder ankranken lassen. Sie benötigt aller lebendigen Volkskräfte, um ihrer bevorstehenden Aufgabe gewachsen zu sein. Je und je sind von der Schweiz große politische Ideen ausgegangen; je und je hat die Schweiz andern Völkern als Ideal gegolten. Das mag erwogen werden, wenn es zu einer einigenden Verfassung kommt. „An die Verfasser der neuen schweizerischen Bundesurkunde“ ist ein erinnerndes Wort gerichtet:

„Nicht *Einem* Volke, dem Euern bloß,
Für alle freien Völker baut
Ein Haus, das schön und licht und groß,
Als Heimat in die Zukunft schaut!“

Mit diesem Wunsche hebt das Prophezeien an: die Schweiz wird der Hort aller begehrenswerten Staatseinrichtungen werden,

sie wird in ihrer Vereinigung verschiedener Sprachen der Keim zukünftiger Völkerverbrüderung werden, —

„Europas dereinstigen Lebensverein —
Die Knospen des Heiles aus drei Nationen,
Sie pflanzte der Herr in die Alpen hinein,
Als Blüte der Zukunft“

kurz, eine Flut utopistischer Exaltationen rückt die Schweiz in den Mittelpunkt ganz neuer Völkergemeinschaften und erhöht ihre Existenz zu einer ideellen Macht von unabsehbarer Bedeutung.

Christ's Zukunftsschau beschränkt sich nicht auf die internen Angelegenheiten. Die „Germanischen Lieder“ befassen sich liebevoll mit dem Los deutscher Lande. Könige und Bürger werden harangiert; die Könige an ihre Pflichten erinnert, die Bürger an ihre Rechte; die Könige zu Bescheidenheit gemahnt, die Bürger zu mehr Selbstachtung ermuntert; die Könige zu Menschen herabberklärt, die Bürgergesamtheit zu einem Machtfaktor emporgedeutet. Es sind alles liebe Leute draußen überm Rhein, es tut ihnen „nur Eins“ not: es ist der Einheit inniger Bund. Dazu ist der Deutsche noch nicht reif (1846). „Vergebens gehn die Tempelhallen des Vaterlandes vor ihm auf.“ Sollte es aber einmal erwachen, so würde ein Riese seine Glieder recken. Der „Gruß an die Zukunft Deutschlands“ (1846) sagt diesem Lande nicht nur die äußere Machtstellung voraus, die 1871 sich erfüllte, sondern tönt auch die innere Größe an, die erst in unsern Tagen bekannte Wahrheit wurde. Sie wird sich zu behaupten wissen:

Ha! welch ein Schlachtgefilde schaut mich an?

Woher? Ist's Wirklichkeit, was ich gewahr'?

So plötzlich auf dem weiten Friedensplan'

Das deutsche Volk vereinigt Schar an Schar? —

Zehntausend Farbenbanner seh' ich weh'n

Und Millionen in den Waffen steh'n!

Das ist die große deutsche Heeresschau —

Ins blanke Stahlgewand Germanien gehüllt!

Vom schwarzen Meere (!) bis zum Nordpolgrau,

Vom Bernsteinsee bis wo der Rheinfall brüllt.

Christ hielt seine Lyrika für lebensfähig, nicht etwa, weil sie aus seiner Brust geströmt, nein, weil sie

Ein Klang aus Ewigkeiten nieder
 Ein Widerklang aus tiefer Brust.
 Und jenes Eine, Gleiche, Wahre
 In Phantasien aufgetaucht,
 Das tilgen nicht die langen Jahre,
 So lang man Lied und Liebe braucht.

Christ durfte es erleben, daß ein Teil seiner Prophezeiungen — wenn anders man die Ergebnisse eines hervorragenden Weitblicks in dieses Wort fassen kann — eintraf. Er starb im Januar 1876.

Wenn man die Lebensgehalte dieser beiden Brüder Christ, Johann Pauls und Ludwigs, vergleicht, kann man wohl begreifen, daß das brüderliche nicht zum freundschaftlichen Verhältnis sich verinnerlichte. Ein einziges Mal kreuzten sich ihre Interessen, sonst waren die beiden Männer ganz verschieden.

Paul Christ, ganz Verstand, ein exzellenter Schreiber, einmal in der Kleinstadt festgeharkt, bemüht, sich von den Menschen abzusondern und sich gar zur Mitwelt in Gegensatz zu stellen, brachte sich um die erhaltende Lebensbetätigung, verzehrte sich in innerem Gram und befließ sich, das Vorhandene einzureißen, aufzulösen, zu vernichten; Ludwig Christ dagegen, hingebend, erbötig zu reorganisieren, zusammenzuhalten, aufzubauen, schöpferisch, mit der Sehnsucht, für das Vaterland zu leben, sich den Menschen nützlich aufzuführen, mit tiefem Glauben an die Menschen; dann der gute Redner und: ganz Herz.

„Wer nicht vermag ein Liebesopfer selbst zu bringen,
 In den wird nie der Menschenliebe Segnung dringen.“

Ludwig Christs Schriften.

1. Einung zur Freiheit durch Zweikampf in ihrem Erscheinen unter den Studierenden zu Berlin. Jena 1819.
2. Graubündens freier Volkswille in Bezug auf den neuen Straßenbau nach Italien. Chur 1819.
3. Arnold von Winkelried. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Zürich 1821.
4. Vorschlag zur Aufhebung der Gemeinatzung auf den Privatgütern der Stadt Chur. Chur 1835.
5. Fünf Lieder auf das Bundesfest zu Davos. Chur 1836.

6. Was braucht die Bürgerschaft von Chur und was braucht sie nicht? Chur 1838.
7. Traum eines schlichten Bürgers von Chur, improvisiert an der Crispinimahlzeit 1838 auf der Schmiedezunft daselbst. 1838.
8. Ein besonderes Wort an meine Mitbürger von Chur. Glarus 1839.
9. Schützenlied für das Freischießen der vereinigten Schützengesellschaften in Chur. 1840.
10. Gedichte. Chur 1842.
11. Germanische Lieder. Zürich 1846.
12. Drei Vorschläge zur Verhütung der Kornteuerungen in Graubünden. Chur 1847.
13. Einladung zu einer Versteigerung des Gutes St. Antönien. 1855.
14. Gedichte. 2. Auflage. Glarus 1865.
15. Heimatlieder. Glarus 1870.

Johann Paul Christs Schriften.

1. L'athlète du Barreau. Zurich 1829.
 2. Die Wolfsjagd. Ein Sittengemälde aus Neuabdera. (Philadelphia) 1836.
 3. Ex officio in Neuabdera. Für die Bühne bearbeitet. Seitenstück zur Wolfsjagd. Zürich 1837.
-

J. B. Bandlin.

J. B. Bandlin

(1801—1871.)

Johann Baptista Bandlin wurde im Jahre 1801 in seinem Heimort Untervaz geboren. Über seine Jugend herrscht Dunkel. Das Bedürfnis nach höherer Schulung trieb ihn nach Luzern, wo er unter Troxler die Pennälerjahre absolvierte. In Heidelberg studierte er die Rechtswissenschaften und ließ sich dann nach Erlangung des Doktorhutes in Chur nieder, um den Beruf eines Anwalts auszuüben. Hier kam er bald mit Ludwig Christ in Berührung, mit dem zusammen er (1825) die „Gedichte aus Rhätien“ herausgab. In diesen Jugendwerken lehnte sich Bandlin in Stoff und Form sehr stark an J. G. von Salis-Seewis an, soweit, daß er Melodien zu Salisliedern auch für die seinigen zu treffend empfehlen konnte. Der Herbst, Scheiden von geliebten Menschen und der Tod waren das Grundthema seiner Ausdrucksfähigkeit, ein Grundthema, dessen Diskant von toller Jugendlust jubilieren, sich aber auch beruhigen konnte zu stimmungsreinen Versen wie die folgenden:

DER ABEND.

Abendschimmer,	Glocken hallen
Fern und blau —	Durch das Tal,
Waldungstrümmer,	Herden wallen
Schwarz und grau;	Heim zum Stall.
Sehnsuchtstränen,	Und es schweigen
Trüb und schwer —	Nah und fern
Herzenssehnen	Spiel und Reigen,
Still und hehr!	Tageslärm.

Hoherklungen
 Hat der Schall,
 Nachgesungen
 Von dem Tal.

Tausend Sterne
 Still und hehr —
 Durch die Ferne
 Wandeln her.

Tagsbeschwerden
 Sind vollbracht.
 Hirt und Herden
 Gute Nacht!

Trauergefühle über die schnelle Flucht der Zeit und die Vergänglichkeit alles Irdischen befremden nicht in Bandlins Stimmungskreis. Noch als gereiftem Mann gelang es ihm nicht, sich der bestehenden Weltordnung ohne Bitterkeit zu unterwerfen.

Das Rechtswesen fesselte Bandlin auf die Dauer nicht und er trug sich mit Plänen, einen andern Beruf zu wählen. Am meisten fühlte er sich zur Pädagogik hingezogen. Er verließ Chur, wandte sich in die welsche Schweiz und fand dort, was er gesucht hatte. In Yverdon trat er in Niederers Institut als Lehrer ein. Dort erst erkannte er seine eigentliche Lebensaufgabe und Lebensbestimmung, auf die ihn gewisse Vorahnungen zwar hingewiesen, aber sich bis dahin niemals zu bestimmten Entschlüssen verdichtet hatten. Einmal in ihrem Elemente, gelangten Bandlins Talente zu derart reicher Entfaltung, daß die Enge seiner Lebensstellung sie bald nicht mehr faßte und er als Vorsteher an die Spitze einer Erziehungsunternehmung vorrückte, ja, daß er nach wenig Jahren zur vollen und aufopfernden Hingabe an den erwählten Beruf sich eine eigene Erziehungsanstalt gründete, für die er sich als Sitz Schoren bei Langental (im Kanton Bern) wählte. Später (1849) verlegte er sie aus nicht näher erkennbaren Gründen nach Wettingen.

Die Lehren und Ideen Heinrich Pestalozzis waren es, die Bandlins ganzes Interesse fesselten. Mit vollem Eifer und aller Intensität seiner Begabung widmete er sich ihrem Studium. Je tiefer er in Pestalozzis Gedankenwelt eindrang, desto unumgänglicher ergab es sich, daß der Spielraum seines Wirkungskreises ausgedehnt werden mußte; mit solcher Gewalt absorbierte Bandlin, was er gut befunden; Pestalozzis Anschau-

ungen wurden zu den seinigen. Sie waren das Geheimnis seiner Erfolge. Durch sie wurde sein Beruf zu seiner Lebensaufgabe erhöht; sie wurden zum Grundton seiner Persönlichkeit, soweit diese Persönlichkeit über sich selbst herrschte. Jenseits dieser Grenze — einer weiten Grenze — mußte auch Bandlin Bandlin bleiben. In welchem Sinne seine Natur in sich beharrte, wird sich unten herausstellen. Auf Grund seiner erfahrungs- und erkenntnisreichen Betätigung begann Bandlin — sozusagen um Rechenschaft zu leisten — eine breit angelegte schriftstellerische Propaganda.

Darunter möchte ich weniger seine verschiedenen Lehrbücher verstehen, seine Anleitungen zum Unterricht und Selbstunterricht, die er vornehmlich in Fächern der Naturkunde lancierte und deren Wirksamkeit und Eindringlichkeit er durch kommentierende Arbeiten in Schulzeitschriften unterstützte. Diese sind ja weniger der Ausdruck seiner Absichten als die Ergebnisse praktischer Untersuchungen. Ein Bild hingegen von der Begeisterung und Hingebung an seine Aufgabe bietet ein Blick auf die Betriebsamkeit, womit Bandlin indirekt seine Ziele zu verfolgen wußte. Zur größten Fruchtbarkeit gelangte Bandlin, als er auf einige erfolgreiche Jahre in eigener Sache zurückblicken durfte, in den vierziger Jahren. Eine Publikation folgte der andern. Durchdrungen von der Überzeugung — eine Überzeugung, die Luther sanktioniert hatte —, daß die Fabel am nützlichsten und eindringlichsten zur Erkenntnis des äußern Lebens der Welt beitrage, stellte Bandlin ein Fabelbuch zusammen, das in der Fülle seiner feinen und scharfen Lebensbeobachtung wohl nicht nur seinen Zöglingen als Leitstern zu dienen bestimmt war, sondern auch jeden Erwachsenen zum Nachdenken über die Eitelkeiten des Lebens und zur Selbstschau zu reizen geeignet war — und ist. Die Eitelkeiten des Lebens! Welche Macht üben sie auf den Menschen aus. Und doch führen sie nicht zur Befriedigung, zum Glück. Wie der Diamant aus Tau im Garten wird „die schönste Hoffnung, der Traum voll Edelsteine oft — und nur zu oft zu Wasser“. Im eigenen Innern liegt die Quelle alles Glücks. Da allein liegen unzerstörbare Reichtümer, Großmut, Weitherzigkeit, welch unermesslich reiche Schätze. Sie suchen zu lernen sollte der Mensch nie zu alt sein.

Bandlins Fabeln sind keine neuen erschütternden Weisheiten: wenn sie aber dennoch von quellender Frische sind, so liegt der Grund dazu in ihrer Kürze, in Bandlins drastischer Art zu illustrieren, und nicht zuletzt darin, daß sie von der Straße aufgelesen und nicht in der Gelehrtenklausur ausgeklügelt wurden.

Hatte Bandlin im Fabelbuch das Vorhandensein von inneren Werten, deren Besitz oder besser deren Erkennen viel wertvoller als alle irdischen Glücksgüter sei, gezeigt, so tat er in einer weitem Schrift sein möglichstes, den Weg dahin zu weisen, mehr, „Winke“ zu geben, wie dieser Weg zu weisen sei. Auf nicht sehr durchdachter und infolgedessen nicht außergewöhnlich klarer psychologischer Grundlage suchte er in bilderreicher Sprache, durch Anwendung ausgedehnter Bibelteile und Hinzuziehung des griechischen und römischen Geisteslebens den Begriff „Individuum“ klarzulegen, die Heiligkeit der Einzelseele. Diese als unschätzbare Gut muß geweckt, durch die Wirrsale aller menschlichen Triebe hindurchgeführt und zur *Selbstkraft* herangebildet werden, die unangefochten bleibt von allen Leidenschaften und sich äußert in jenem edelsten *Selbstgefühl*, das größter Bescheidenheit fähig doch Demütigung vor Menschen nicht kennt, sich aber einem großen Ganzen freiwillig unterordnet. Das Weitere steht bei Gott. Wer Gott vertraut, den werden die Enttäuschungen des Lebens nicht in seiner „Selbstkraft“ erschüttern und deshalb wird er glücklich bleiben.

Nun fanden diese theoretischen Auseinandersetzungen wohl so wenig Leser als liebevolles Verständnis. Bandlin ließ sich deshalb nicht entmutigen. Er setzte sich von neuem an die Arbeit mit dem Gedanken, die graue Theorie am praktischen Beispiel zu erleuchten. Wie war das auszuführen? Etwa mit der Bühne? Und warum denn nicht? Eine Schülerbühne zum Beispiel hat zweifelsohne ihre Reize. So kam es, daß Bandlin aus seinen Grundsätzen ein kleines Schauspiel „machte“ — wirklich, er „machte“ es in des Wortes ganzer Dialektkraft. —

Er nahm eine menschenfreundliche gräfliche Familie, umgab sie mit treuen Dienern verschiedener Rangordnung (Erzieher bis Stallknecht) und setzte sie auf ein einsames Waldschloß. Ferner nahm er eine freche Räuberbande, die neuerdings sogar im Schloßwald ihr Un-

wesen zu treiben hatte. Nun galt es noch, die Situation durch einen Angelpunkt der Parteien zu komplizieren. Er wählte ihn in Gestalt eines frommen Mannes, der sich im Schloß als dürftiger Einsiedel gebärdet, in Wirklichkeit das Haupt der Räuberbande ist. Die Handlung beschränkt sich darauf, daß zwei Glieder der herrschaftlichen Familie in die Gewalt der Räuber kommen, diesen aber wieder entrisen werden, wobei der Pseudo-Eremit in gräßliche Gefangenschaft gerät. Eine große Schlußszene ergibt demonstrativ den „Sieg der Tugend“ — so überschrieb Bandlin das Stück —, denn Tugend wird belohnt (in dem reichen szenischen Gefüge von fünf Akten mit sorgfältig verteilten Nebenpointen war Graf und Räubereremit, Erzieher und Zögling die Möglichkeit nicht versagt geblieben, sich über ihre Lebensanschauung im stillen auszuweisen), Unrecht wird bestraft.

Bandlin hat es genugsam selbst betont, daß er nicht ein Kunstwerk kreieren wollte, sondern daß er sich nur bestrebe, zu erweisen, wie „der Mensch nur durch echte Erziehung und Bildung befähigt werden könne, sich und alle die, welche ihn umgeben, wahrhaft zu beglücken“. Und an seinen Idealmenschen hat er es bewiesen. Die Vorstellung des Schauspiels geschah am Neujahrstag 1842 in Schoren. Schüler seiner Anstalt verkörperten die zwanzig Rollen. Zahlreich zugegen gewesene Gessinnungsfreunde sollen nicht mit Beifall gekragt haben.

Um nicht immer selbst im Vordergrund zu stehen, ließ Bandlin in seiner weiteren Publikation andere für sich sprechen. Er sammelte gegen hundert Worte von Männern mit wohlklingenden Dichter- und Gelehrtennamen, Worte, die alle Bandlins Ideenkreise streifen, sie bestätigen, ja ihr voller Ausdruck sind, und gab sie als „Goldkörner aus dem Schatz deutscher Prosa und Poesie“ heraus. Diese Goldkörner ergänzen und vertiefen Bandlins frühere Arbeiten trefflich und sind nicht zuletzt ein Zeichen seiner ausgedehnten Belesenheit. Sie wirken im Hinblick auf den Fluß der *ganzen* Arbeitsreihe wie ein fein retardierendes Moment, als Vorbote einer besondern Leistung. Bandlin blieb nicht stehen. Bislam hatte er sich bemüht, die Bedeutung des Lebenswerkes Pestalozzis darzustellen. Nun drang er zur Gestalt des Meisters selbst vor. Eine kleine Studie über seine Zeit, seine Schicksale und sein Wirken leitete den neuen Plan ein. Sie enthält in Kürze die Lebensumrisse Pestalozzis, stellt ihn in vielen Beziehungen an die Seite Sokrates', skizziert seine Methode und Lehrmittel, konstatiert die prinzipiellen Unter-

schiede zwischen ihm und Basedow und stellt weitgreifende Parallelen auf zwischen Humanismus und Philanthropismus unter sich einerseits und Pestalozzis Stellung ihnen gegenüber andererseits. Im übrigen trägt diese Studie alle Merkmale einer Vorarbeit an sich, erfreut sich dabei aber des Vorteils knapper Übersichtlichkeit.

Das Hauptwerk folgte der Vorstufe in rund zwei Jahren: eine umfangreiche Pestalozzi-Biographie zur Feier seines 100. Geburtstags (12. Januar 1846. Bandlin hatte das Buch schon im Juli 45 druckbereit). Sie umfaßt die Gestalt Pestalozzis in denkbar weitestem Umkreis, soweit nur ihre Spuren deutbar sind: das Leben, in minutiöser Sorgfalt bis in die feinsten Einzelzüge nachgebildet, die Tat (um mit einem Wort das Gewicht seines Werkes anzudeuten), mit der Liebe des ergebenen Nachschöpfers erklärt. Pestalozzi lebt durch dieses Buch, nicht durch die tausend Einzelheiten, die ihn populär-bildhaft beleben, nein, weil er *in* ihm lebt. Denn in dieses Buch hat sich ein Herz ergossen, von seinem Geiste überströmend, ein Herz mit gleichen Hoffnungen, mit gleichen Zielen und mit gleichen Idealen; ein Kopf hat es verfaßt, der Pestalozzis Gedanken nachdachte, sein Wirken nachwirkte, seine Erfahrungen nacherfuhr, seine Erfolge nachgewann.

Bandlin hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, den außerordentlichen Mann aus seiner Zeit herauszuheben, und doch ihn in allen Zusammenhängen mit ihr zu erfassen. Die Jugend ist so eingehend dargestellt wie die Mannesjahre, der Mensch, der Bürger, Patriot und Christ so eingehend wie der Erzieher und Schriftsteller. Seine Entwicklung wird Schritt für Schritt deutlich gemacht, seine Methode bis in die feinsten Kleinigkeiten erläutert. Die Schwierigkeiten, die dem Meister begegneten, und die Kämpfe, die er zu führen hatte, finden klare Beurteilung, Beziehungen zu Freund und Feind sind klargelegt. Der Briefwechsel mit Emanuel von Fellenberg ist in extenso abgedruckt, ungeachtet ein besonderes Kapitel die „beiden Fixsterne auf dem Gebiete der Menschenbildung und Volksveredlung“ des weitern vergleicht. Es wird nicht vorenthalten, wie Pestalozzis Werk von den Fachleuten aufgenommen wurde. Am Schluß des Bandes steht eine Zusammenfassung aller Hauptideen und Kerngedanken aus „Lienhard und Gertrud“.

Dürfte die Komposition des Buches etwas konziser sein — denn es läßt sich nicht leugnen, daß manche Partien etwas

auseinanderfallen, wie es das Zusammenziehen fernster Fäden mit sich bringt (es sei denn, sie vereinigten sich auf einen Mittelpunkt allererster Bedeutung) —, dürfte ferner die Stellung Pestalozzis in und zu seiner Mitwelt den Auffassungen Bandlins gegenüber sich im heutigen Urteil in manchen Punkten modifiziert haben, kurz, dürfte eine Pestalozzi-Biographie unserer Tage ein wesentlich anderes Gepräge aufweisen, eines ist gewiß: an Ursprünglichkeit der Mitteilung, die im innigen Miterleben des Stoffes bedingt ist, und an der Fülle anekdotenhafter Elemente, die der ernsten Treue und Hingebung des Verfassers an das Reinpersönliche des Meisters zu verdanken ist, bleibt Bandlin unerreicht.

Mit diesem Buche hat sich Bandlin ausgeschrieben. Sein ganzer Lebensinhalt, alles, was ihn selbst bedrängt, bewegt, beglückt hat, ist hineingeflossen. Wenn er daher noch, obwohl er der Mitwelt nichts mehr mitzuteilen hatte, ein Bändchen „Fabeln und Lieder“ schrieb (es erschien 1845), so wurde es, beherrscht von der erhöhten Spannung während Bandlins Arbeit am Pestalozzi, eine Gabe von ganz eigentümlichen Reizen. Denn es trägt neben den Merkmalen dieser Spannung die ersten trüben Spuren nachlassender Lebensenergie. Bandlin fühlte diesen Vorgang:

Die Quellen sind verdrauscht, aus deren Fülle
Ein Gott die Blüten meiner Welt betaut.“

Dessenungeachtet konnte er nicht umhin, die Perlen seiner Lebenserfahrung in dichterische Form zu fassen.

„Es ist ein Drang, ist nicht mein eig'ner Wille,
Der meines Liedes Opferschale baut.“

Doch es blieb bei der dichterischen *Form*. Bandlin gehörte zu jenen feinfühligen Menschen, die mit allen Gaben der Natur berufen sind, Kunstwerke zu genießen, nicht aber sie zu schöpfen, Menschen der Idealgemeinde. Ihre Seele bebt im Widerhall eines echten Kunstwerks, sie kann es nachempfinden, ja nachschöpfen. Von diesem Widerhall erfüllt, fühlt sie sich oft zur Produktion befähigt. Dazu fehlt ihr das Wesentliche: das Ingenium. Wohl hat sie Kunstgefühl in hohem Grade, aber die Kraft zu künstlerischer Gestaltung fehlt ihr. Auch Bandlin hat so eine in schöpferische Tat verliebte Kunstseele. Wenn er nun,

für die segensreiche Schöpfung eines Berufenen — denn Pestalozzis Werk ist eine Schöpfung — zum begeisternden Wort entflammt, sie nachschöpft, wenigstens sie nachschafft, wenn er in fieberhafter Arbeitsfreude, Schaffen und Schöpfen nicht mehr auseinanderhaltend, den eigenen Lebenstraum dichterisch verkörpern will, um ihn in andern Herzen nochmals zu erleben,

„Es ist der schönste Preis des Sängerslebens,
Wenn es in fremden Herzen sich erneut,
Wenn es im Flug des seligen Entschwebens
Mit andern sich des gleichen Himmels freut“

soll ihm diese Täuschung nicht verziehen sein? Wenn jene „Fabeln und Lieder“, in keiner Art Kunstwerke, aufschlußreiche Dokumente der Widersprüche einer menschlichen Natur sind, sollten diese Werte nicht auch ein Gewinn sein? Gerade diese Werte sind die Gemarkung, die Bandlin-Pestalozzi — sit venia — von Bandlin-Bandlin sondert. Auf der einen Seite das schrankenlose Aufgehen in einer wesensgleichen Innenwelt, auf der andern Seite nicht ein freiwilliges Sich-Einordnen in das Große-Ganze, nicht das Finden jener unvergänglichen Schätze im eigenen Innern, die Bandlin selbst zu suchen anwies. Bandlin hatte Mühe, sich zur Ruhe durchzufinden, die kein Schmerz brechen kann. In seinem Herzen ebhte und flutete sein Schicksal mächtig:

„Hinauf und hinab,
Gleich schaukelnden Wellen,
Dies Sinken zu Grab,
Dies Himmelwärtsschwellen —
Wer kennet dies Ebben, wer fühlet dies Fluten,
Von irdischer Kälte zu himmlischen Gluten?

Wie schwer schlägt dies Herz!
Es möchte zerrinnen
In Bangen und Schmerz,
In Hoffen und Minnen:
Wen Menschen und Leben ums Schönste betrogen,
Der kennet dies Schwellen, der fühlet dies Wogen.“

Schweres persönliches Unglück schwächte seinen Lebensmut. Gattin und Kinder starben ihm früh hinweg. Undank und Mißgunst verfolgten ihn, was ihn tief bekümmerte.

„Er hat es oft empfunden,
Daß die bewegte Menschenwelt
Nur Lockung, Trug und Wunden
Und selten einen Freund enthält.“

Es hilft jedoch nichts, gegen diese Erscheinungen des Lebens sich aufzulehnen, denn sie sind genau vorausbestimmt, und der Mensch vermag daran nichts zu ändern:

„Aus grauer Zukunft dunkeln Schoße
Rinnt auch der nächste Augenblick,
Er bringt geordnet schon die Lose
Und ausgemarket Schmerz und Glück.“

Wozu also um ein besseres Los rechten?

Handelte es sich aber um Zustände des öffentlichen Lebens, ließ sich Bandlin zuweilen völlig aus der Fassung bringen. Die politische Ecke bei den Fabeln (das Bändchen hat zwei Teile: A. Didaktisches, B. Lyrisches) spiegelt manches davon wider. Wenn im „Sesselrat“ der Fuchs der Exzellenz erklärt:

„Wollt ihr, daß 's Volk euch respektiere, —
Nur nie zu sehr an seinen Korb gelangt!
Und was die Pinten und den Schnaps belangt,
Drückt nachsichtsvoll das rechte Auge zu:
Dann sitzt ihr fest und habt im Lande Ruh —;“

wenn der Esel zum Ratsherrn auserkoren wird mit der Begründung:

„Der Esel, kurz, soll unser Ratsherr sein:
Warum denn nicht? Er ist ja Unsersgleichen,
Ist niederträchtig und gemein
Und radikal dazu, und kann erschütternd schreiben,
Das ist das allerbeste Zeichen!“

so liegt in diesen scharfen Worten — aus gewissen Tatsachen unserer Zeit zurückgeschlossen — gewiß nicht nur Fabelwahrheit. Auf die Dauer zog er auch in diesen Fragen ein stilles Sichbescheiden der Kritik vor. Kritik ist unfruchtbar und gute Räte werden nur gegeben, um überhört zu werden oder überschrien.

„Erheben Bock und Ziegen ihren Reigen,
Tun Lerch und Amsel wohl, zu fliehen und zu schweigen.“

Wohl sind im Grunde die Fabeln und Lieder der gleichen pessimistischen Natur entsprossen wie jene Gedichte aus den

Jünglingsjahren. Aber unvermerktlich klären sich die Einzelzüge nach und nach. Die Schwerpunkte des Empfindens lösen sich von der äußern Welt ab. Der Innenkern festigt sich. Bandlin gelangte zu jener unzerstörbaren Ruhe, die allen durch Menschenhand bereiteten Unerquicklichkeiten überlegen ist. Mehr. Durch seinen unerschütterlichen Gottesglauben fühlte er sich allem Leid überhoben. Die nachstehenden Verse „An die Leidenden“ zeigen die Früchte einer schweren Schule.

Wenn in des Leidens Nacht kein Sternlein blinket,
Kein leitend Licht Dir Weg und Steg erhellt,
Wenn eine Hoffnung nach der andern sinket
Und alles deinen Lebenskelch vergällt,
Wenn selbst die Zukunft nimmer freundlich winket,
Und über Deinen Schmerz empor Dich hält, —
Dann gründe schaffend mit erhöhtem Streben,
In eigner Brust ein unvergänglich Leben.

Und innen werden Welten Dir erstehen,
Die nie die Zeit verwandelt und zernagt;
Mit heiligem und himmelsvollem Wehen
Wird Ahnung hier, die dort zum Schauen tagt,
Hervor aus Deines Geistes Tiefen gehn,
Und was den Siegeslauf zu stören wagt,
Wird sich am Schild des Glaubens rasch zerschellen
Und untergehn in Lethes heiligen Wellen.

Dann scheucht kein Herbst die Blust von Deinen Auen —
Kein Sturm raubt Dir die Hesperidenfrucht;
Und was der Geist im Land voll Gram und Grauen,
Was in der Außenwelt umsonst er sucht —
Nur in sich selbst vermag er's klar zu schauen,
Nicht treibt die Zeit sich da in wilder Flucht:
Den Erdenschranken hat er sich entbunden,
Hat Ewigkeit im Wechsel aufgefunden.

Mag außer Dir dann Welt um Welt zerfallen,
Nichts trübt und störet Deine inn're Ruh';
Auf Schutt und Graben kannst Du freudig wallen:
Allüberall gehst Du der Heimat zu.
Mag Freud', mag Leid vom Dome widerhallen,
Gleich heiter grüßest Lust und Schmerzen Du;
Auch Schmerz ist gut dem hoffenden Gemüte,
Die Lust ist süß als Augenblickesblüte.

Dem Geist, der selbst sich faßt, geht nichts verloren, —
 Was außen Schönes wandelt und zerfällt,
 Wird frisch durch ihn und in ihm stets geboren:
 Ein Himmelreich ist seine inn're Welt
 Zum Zufluchtsort des Heiligen erkoren,
 Dem Arglist hämisch nach dem Leben stellt.
 Und sinkt der Leib, so schwingt aus dem Getümmel
 Der Geist mit seinem Himmel sich gen Himmel.

Weh', wer vom Tränenkelche nie getrunken,
 Wem trostlos nie die Sonn' hinabgesunken,
 Verlustes-Schmerzen nimmer hier empfand,
 Vom blütenleeren, trüben Pilgerstrand:
 Der schätzt euch nicht, ihr himmelsvollen Funken,
 Erleuchtend uns ins Leben hergesandt.
 Erst nach dem Sturm naht Dir der Herr der Sphären:
 Dem Dulder geht der Himmel auf in Zähnen.

Mit den „Fabeln und Liedern“ hört die produktive Arbeitsperiode in Bandlins Leben auf. Er überließ sich ganz seiner Tätigkeit als Leiter der Erziehungsanstalt. Auch nachdem er diese von Schoren nach Wettingen verlegt hatte, erfreute er sich allseitigen Zuspruchs und man war bemüht, seinen Bestrebungen die bestmögliche Förderung zuteil werden zu lassen. Bandlin wurde um so eher unterstützt, als er sein Institut niemals zur Erwerbsquelle umgestaltete, obwohl seine Zöglinge meist dem wohlbegüterten Stande der Bevölkerung angehörten. Von lautestem Wohlwollen für die Jugend beseelt, war es ihm tiefes Bedürfnis, mit ihr und für sie zu wirken und zu sorgen.

Aber merkwürdig, nach wenigen Jahren fühlte Bandlin sich erschöpft. Es hat den eigentümlichen Anschein, als hätte er dem Pestalozziwerk zuviel seiner Lebensenergie mitgeteilt. Wie käme er sonst zur Meinung, seine Leistungsfähigkeit wäre gebrochen? Die Anfechtungen seiner düstern Veranlagung hatten ja einem frohen Gottesglauben weichen müssen. Kurz, die Motive bleiben in ihren ausschlaggebenden Momenten unabgeklärt, warum Bandlin mit Eintritt ins fünfte Dezennium seines Lebens die mit seinem Fühlen und Denken so engverbundene Schulanstalt auflöste und ein einsames Privatleben zu führen begann. Er zog nach Zürich auf den Sonnenberg, in spätem Jahren zu einem Freunde nach Glarus.

Zwölf Jahre nach dem Erscheinen der Fabeln und Lieder (1857) gab Bandlin unter dem Pseudonym Johann Baldino (welches er auch früher gelegentlich benutzt hatte) „Mimosen“ heraus, eine Sammlung von Novellen aus dem bündnerischen „Natur- und Volksleben“. Sie erschienen in zwei Lieferungen. Es sind schlichte Erzählungen mit ausgedehnten landes- und volkskundlichen Exkursen, denen nicht sehr differenzierte Konflikte als zwischen Pflicht und Liebe, Ehre und Beruf zugrunde liegen, Erzählungen, wie sie heute jedem Kalender Ehre machen würden, die mit derselben Behendigkeit inszeniert sind, die im „Sieg der Tugend“ im äußeren Schürzen des Knotens frappieren mußte. In den Tendenzen war sich Bandlin gleich geblieben. In breiter Prosa sind seine Erziehungsregeln entwickelt und am eklatanten Beispiel sind Erfolg und Mißerfolg gezeichnet. Manche Plattheiten darf man füglich übergehen in Ansehung seiner trefflichen Menschenkenntnis. Wie schon im Pestalozzi, fällt es auch hier auf, daß tausend Einzelheiten menschlicher Charaktere vorzüglich scharf beobachtet sind. Wo er aber humorvoll sein will, entgleist er unumgänglich. Humor war diesem Menschen etwas absolut Wesensfremdes. Bandlin war ein *ernster* Pädagog, dessen Gefühlskreis keinen Ausschnitt für des Herzens heitere Saiten zu umspannen das Glück hatte, ganz im Gegensatz zu Pestalozzi selbst, der in hohem Maße mit Humor begabt war. Aber es ist historisch und ist aktuell, daß die Verfassung so manchen respektablen Schulgemüts in diesem wichtigen Elemente der Jüngerschaft Pestalozzis hohnspricht, sei es aus Naturanlage, wie bei Bandlin, sei es, daß die Würde zu sehr vorherrscht.

Als Schauplatz der Erzählungen wählte Bandlin seinen Heimatort Untervaz und benachbarte Gemeinden, und man fühlt heraus, wie er Jugendstrieche und -erlebnisse mit viel Liebe in den Text einwebte, und er unterließ nichts, sich seiner engern Heimat als dankbarer Sohn zu erweisen, indem er mit Geschick ihr Lokalkolorit von der besten Seite darzustellen suchte. Mit der Liebe für die Stätte seiner Jugend verband er die für das weitere Vaterland und insbesondere die für die Berge. Im Verein mit seinem Freunde Vogel in Glarus veröffentlichte er — dieser Liebe zum Ausdruck — noch kurz vor seinem Tode ein zum Teil in dithyrambischem Schwung gehaltenes Buch

über die „Schönheiten und Schrecknisse der schweizerischen Alpenwelt“, mehr zu Lehr- als zu Lesezwecken. — Bandlin starb im Jahre 1871 bei einem Aufenthalt im Berner Oberland, in Grindelwald.

Ein nach außen (Politik) stilles und doch an Hoffnungen und Enttäuschungen reich bewegtes und für das Edle, Gute tatenvolles Leben hatte sich erfüllt.

Dr. J. B. Bandlins Schriften.

1. Fabeln und Lieder. Zürich 1845.
 2. Anleitung zum Unterricht der Vaterlandskunde in Volksschulen Chur 1835.
 3. Verheerung der rätsichen Alpentäler durch Wasser und Menschen, nebst einer historischen, topographischen, statistischen, naturgeschichtlichen und geographischen Rundschau. Glarus 1869.
 4. Anleitung zum Schul- und Selbstunterricht in der Naturlehre. Zürich 1844.
 5. Bandlin und Vogel: Schönheiten und Schrecknisse der schweiz. Alpenwelt. Glarus 1870.
 6. Anleitung zum Schul- und Selbstunterricht in der Naturlehre. Nach Pestalozzis Elementargrundsätzen und von populärer Lebensanschauung aus bearbeitet. II. Bd. Zürich 1847.
 7. Das Walten Gottes. St. Gallen 1840.
 8. Winke, wie die teure Jugend zu einem Gott und Menschen wohlgefälligen Leben und Wirken erzogen und gebildet werden kann. Zürich 1841.
 9. Sieg der Tugend oder Rettung und Wiedersehen. Ein Schauspiel in fünf Akten. Zürich 1842.
 10. Das Vierteljahr oder Goldkörner. Burgdorf 1843.
 11. Pestalozzi, seine Zeit, seine Schicksale und sein Wirken. Eine Schrift für Freunde der Menschenbildung und Förderer einer bessern Zukunft. Schaffhausen 1843.
 12. Der Genius von Vater Pestalozzi oder der Menschenbildner, seine Ideen, seine Methode. Ein Denkmal zu seinem 100. Geburtstag. Zürich 1846.
 13. Mimosen. Novellen und Erzählungen von Joh. Baldino. Schaffhausen 1857.
- Zeitschriften:* 1. Andeutungen über das Wesen zeitgemäßer Erziehung und Bildung. Allgemeine schweiz. Schulblätter. 1841. 2. Einfluß des Gesanges auf Veredlung und Entwicklung des Menschen. Allgemeine schweiz. Schulblätter. 1843. 3. Pestalozzi und Fellenberg. Helvetia 1863.
-